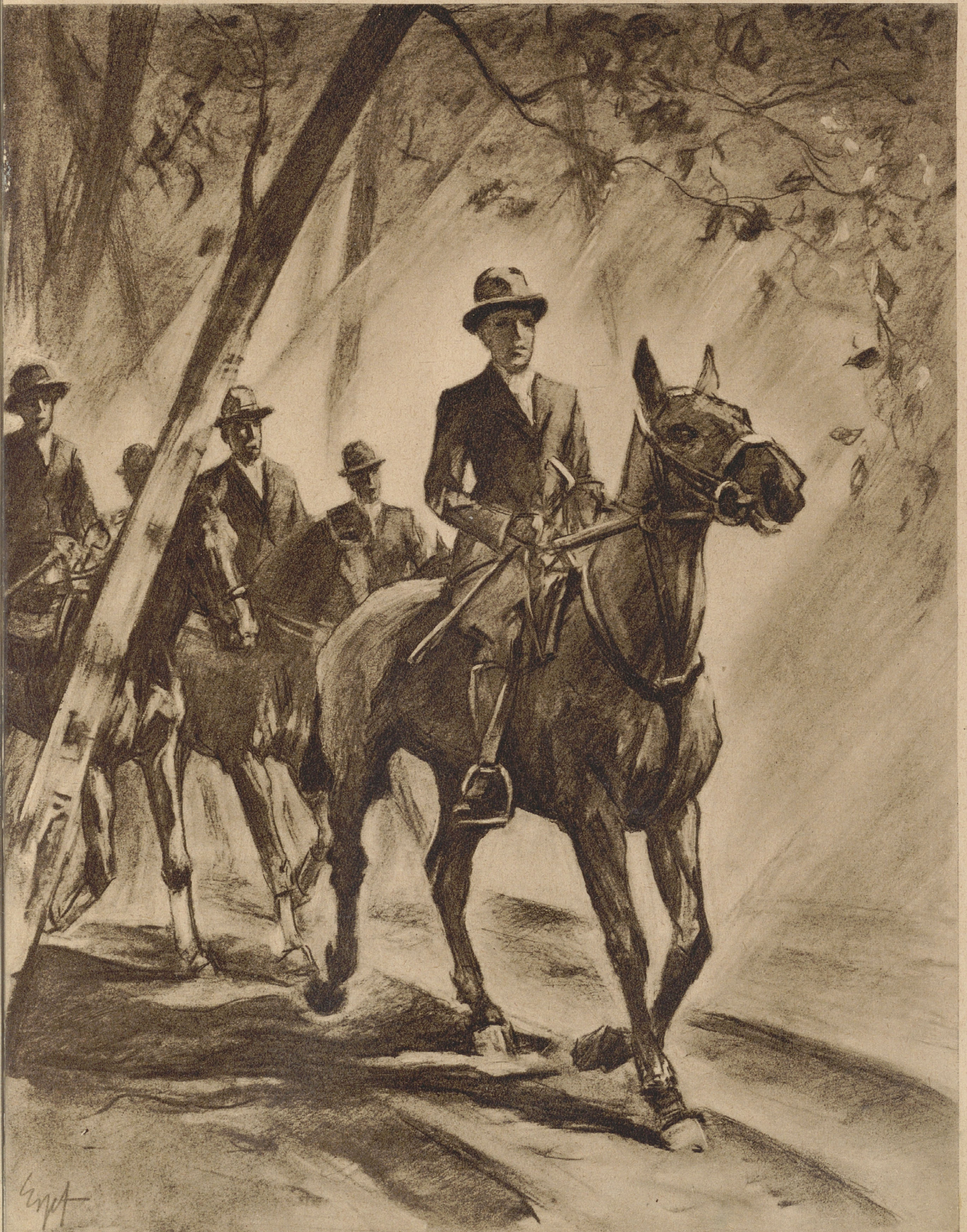


Die Gartenlaube

Stadt
Sücherer
Hilbing



Vom Ohr zum Herzen

Mutter Edith. Sie haben einen achtjährigen Buben; das Kind ist auf der Straße von einem Fremden angesprochen worden und in dessen Auto ein Stück mitgefahren, um dem Fremden eine Straße zu zeigen. Während Sie dem Buben seine Tat als Unrecht vorhielten, verteidigte Ihr Mann das Kind und betonte die Harmlosigkeit des Vorfalls. Wer von Ihnen beiden recht hat?

Ganz gewiß Sie; es ist unbedingt nötig, die Kinder vor allzu großer Vertrauensseligkeit fremden Personen gegenüber zu warnen, besonders wenn sie unbeaufsichtigt auf der Straße spielen. Man braucht kein Gespensterseher zu sein, um den Einfluß krankhafter oder verbrecherischer Menschen auf unbewachte Kinder zu fürchten, und es ist durchaus nicht nur die Großstadtjugend, die derartigen Gefahren ausgesetzt ist. Keine Mutter, die ihr Kind sich selber überlassen muß, sollte versäumen, hier rechtzeitig zu mahnen und aufzuklären. Ein zweiter Fehler war es von Ihrem Mann, in Gegenwart des Jungen Ihren Standpunkt angzugreifen. Ich habe an dieser Stelle schon oft darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, daß die Eltern nicht gegenseitig die Autorität untergraben, ohne die keine Erziehung möglich ist.

Frau Gerda, Hildesheim. Sie beklagen sich darüber, daß Ihr Mann seine Urlaubsreise allein antreten will.

Es ist schon so viel gesprochen und geschrieben worden über den „Urlaub von der Ehe“, daß ich mich hier nicht mehr allzu ausführlich äußern möchte. Nur auf Ihren wichtigsten Einwand möchte ich eingehen. Sie werfen Ihrem Mann wegen seiner Absicht, ohne Sie zu verreisen, mangelnde Liebe vor. Tun Sie ihm hiermit nicht unrecht? Wenn man acht Jahre lang verheiratet ist, ohne sich jemals getrennt zu haben, so ist es durchaus möglich, daß einer der Ehegatten den Wunsch verspürt, einmal ganz allein zu sein, ohne daß dies die von Ihnen gefürchtete „Ehedämmerung“ zu bedeuten braucht! Fast jeder Mensch macht mindestens einmal in seinem Leben die Erfahrung, daß ein Teil seines „Ichs“ unwandelbar allein bleibt; auch dieser Teil der Seele will sein Recht, und nur wenn wir dies respektieren können, werden wir eine Gemeinschaft vor Schaden bewahren. Wehren Sie sich aber in ungerechten Anklagen dagegen, so werden Sie vielleicht das Gegenteil erreichen von dem, was Sie wünschen.

Minna. Sie sind 20 Jahre alt und haben während eines dreitägigen Aufenthaltes in einer fremden Stadt einen Herrn kennengelernt, der sehr großen Eindruck auf Sie gemacht hat. Beim Abschied erfuhren Sie zu Ihrer größten Bestürzung, daß dieser Mann verheiratet ist, und wollen nun über die „größte Enttäuschung“ Ihres Lebens verzweifeln.

Sie betonen in Ihrem Brief, daß dieser Mann sich vollkommen

korrekt gegen Sie benommen habe, Ihre Bekanntschaft habe nie die Grenze eines Flirts überschritten. Dann kann man Ihnen nur gratulieren, daß Sie bei Ihrem offenbar sehr leicht entzündbaren Herzen Glück gehabt haben und ohne Reue an Ihre Reise zurückdenken können. Ich würde Ihnen aber doch raten, in Zukunft etwas skeptischer zu sein und mit dem Begriff „Schicksal“ etwas vorsichtiger umzugehen; es ist kaum anzunehmen, daß man in drei Tagen, wie Sie meinen, das Schicksalsmäßige einer Begegnung erkennen kann! Und viele Menschen, die über die Hälfte ihres Lebens hinter sich haben, werden Ihnen bestätigen, daß man Schicksal in diesem Sinne nicht nur einmal zu finden braucht und daß bei jeder neuen großen Liebe der Liebende meint: diesmal ist es mein Schicksal. Deshalb wäre es sehr töricht, wenn Sie jetzt an dem Sinn Ihres zwanzigjährigen Lebens zweifeln, weil ein Traum nicht Wirklichkeit geworden ist. Das Leben wird Ihnen noch viele Träume schenken, und nur wenige werden zur Wirklichkeit reifen. Deshalb sollen wir keine Schwarzseher werden, und ganz gewiß nicht nach übermäßigem Optimismus uns von der ersten Enttäuschung umwerfen lassen und wie eigensinnige Kinder, die beim Spiel verloren, erklären: Ich spiele nicht mehr mit!

Im Traum. Sie haben die Angewohnheit, im Schlaf zu sprechen, und haben dabei eines Nachts den Namen eines Mannes genannt, worauf eine ebenso heftige wie unberechtigte Eifersuchtszene von seiten Ihres Mannes erfolgte.

Sie tun mir aufrichtig leid, denn es muß gewiß sehr unangenehm sein, der Beziehung zu einem Menschen beschuldigt zu werden, der in Wirklichkeit nicht einmal existiert! Mit Logik werden Sie selber bei Ihrem Mann kaum etwas ausrichten, wenn er eine Natur ist, die sich so kritiklos ihren Gefühlen überläßt, und so felsenfest von seinem unfehlbaren „geradezu weiblichen“ Instinkt überzeugt ist. Aber vielleicht haben Sie einmal Gelegenheit, ihn mit einem tüchtigen Arzt zusammen zu bringen, der Ihrem Mann klar macht, daß seine Traumtheorie recht primitiv ist. Zeigen Sie Ihrem Gatten durch gleichbleibende Freundlichkeit und Ruhe, daß Sie seinen törichten Verdacht überhaupt nicht ernst nehmen!

Kinderpolitik. Sie haben drei Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren, die öfters ihre kleinen Freunde bei sich haben. Nun haben Sie mit „Entsetzen“ festgestellt, daß auch in der Kinderstube schon eifrig Politik gemacht wird und oft der „Kampf der Parteien“ bestig tobt.

Ihr Entsetzen scheint mir übertrieben. Gewiß ist es ein trauriges Kapitel unserer Zeit, wenn man politisch verheßte Kinder sieht; andererseits ist es aber gerade in diesem Augenblick fast unmöglich, diese dämmsten unter ihnen, die Auskunft haben wollen über die Staatsform, in der sie leben. Bedenken Sie auch, daß Ihnen diese Aufnahme-Bereitschaft Möglichkeiten gibt, gutes Samen Korn in die jungen Herzen zu legen! Kinder sind in ihren Meinungen noch sehr wandelbar; Sie brauchen also Kinderpolitik weder zu über-, noch zu unterschätzen!

Eine wichtige Nachricht für alle Rheuma-, Gicht-, Ischias- und Stoffwechselranke!

„Salatiba“ (D. R. P. 538 856), das in jahrelanger Forschung erfundene Präparat, welches ohne Beanspruchung von Diät in heilbringender, vollständig unschädlicher Form Ameisensäure in den Körper bringt und alle Stoffwechselkrankheiten in kürzester Zeit restlos beseitigt, hat sich im Fluge die höchste Anerkennung sowohl der Kranken als auch der Ärzewelt erobert. Das Resultat: Täglicher Eingang zahlloser Dankschreiben. Raumnot halber hier nur ein Bericht.

Direktor G. K. in Berlin-Wilmersdorf: „Es ist einfach fabelhaft, wie schnell und prompt die Heilung meines langwierigen, äußerst quälenden Leidens erfolgt ist! Seit Jahren litt ich in der rechten Schultergegend an rheumatischen Zuständen und an der Hüfte

an Neuralgien, die äußerst schmerzhaft waren und mir oft genug nachts den Schlaf raubten. Mit stärkstem Septizismus unterzog ich mich schließlich, nachdem alle anderen ärztlich verordneten Mittel weder Linderung noch Heilung gebracht hatten, auf Rat von Herrn Dr. S. einer vierwöchigen Kur mit Ihrem „Salatiba“. Ich war über die Wirkung überrascht und beglückt, denn bereits nach vierzehntägiger Anwendung des Präparats fühlte ich eine wesentliche Erleichterung der kaum erträglichen Schmerzen, während dieselben am Schluß der Behandlung völlig verschwunden, wie weggeblasen, waren! Trotz der heftigen Witterung kam das alte Leiden nicht wieder, auch meine Herzneurose ist gänzlich gebessert.“

Der Preis ist im Verhältnis zu der hervorragenden Güte des Mittels sehr billig, die ganze Kur, die keine besondere Diät beansprucht und ohne Berufsstörung genommen werden kann, kostet nur RM 8,—. Prospekt G wird von der Chem. Fabrik Apotheker Weig, Bln.-Marienfelde, Branitzkystr. 4, auf Wunsch gratis zugesandt. I-838



„Adagio“

nach einem Gemälde von
HUBERT VON HERKOMER

Bildgröße 49 × 70 cm

Farbige Kupferätzung M. 25.—

Einfarbige Kupferätzung M. 12.—

Zu haben in allen Kunsthandlungen

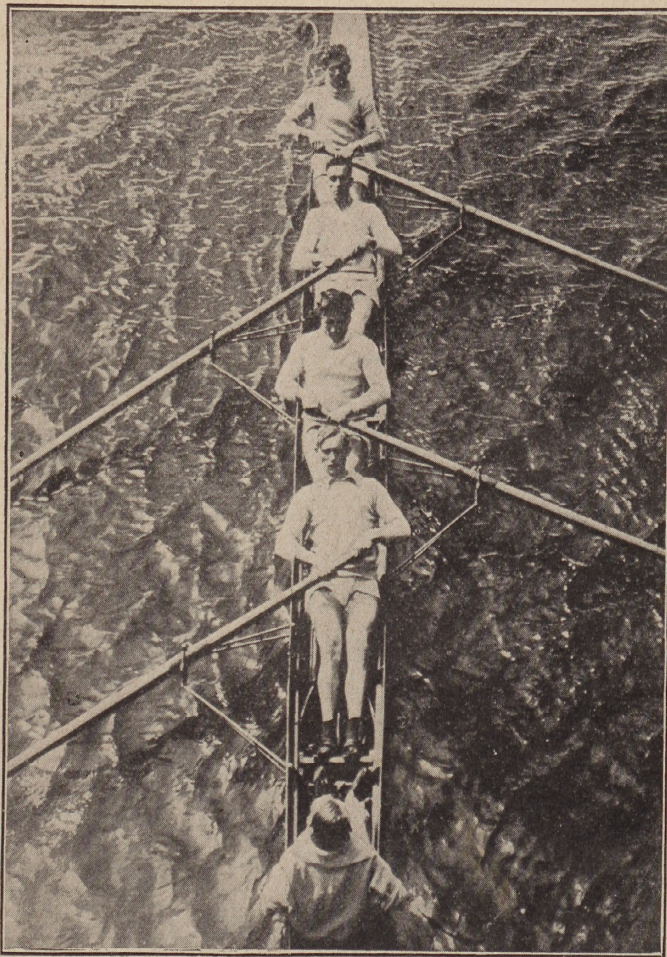
Kunstverlag Scherl, Berlin SW

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Postzeitel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Abtatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftskreisen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptverteilung: Deutscher Anzeigen-Verlag in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. P. i. e. n. i. a. t., Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.

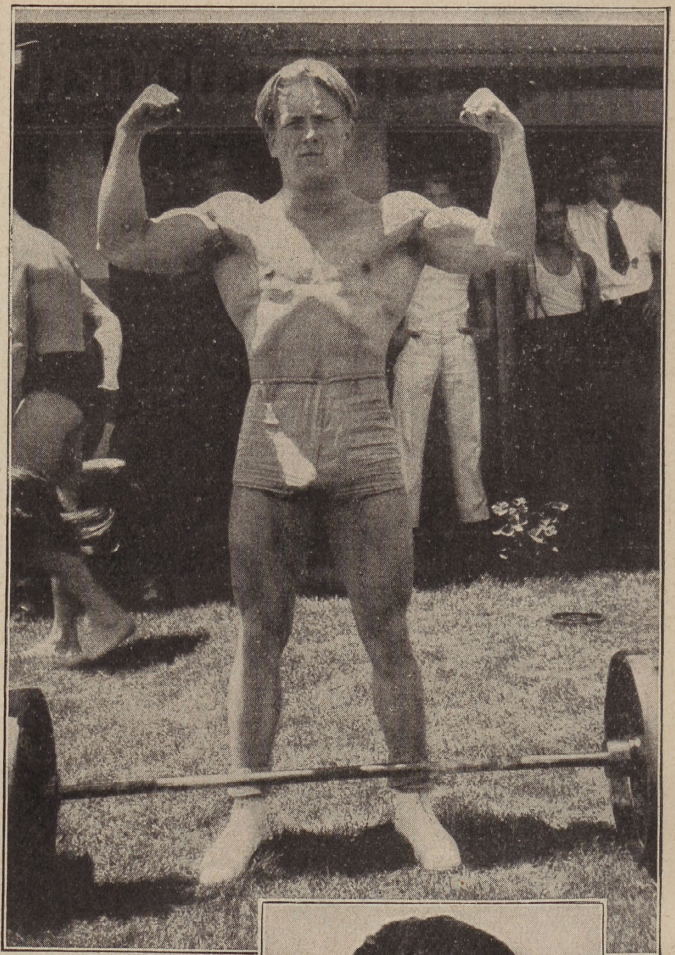


Wolkenbruch

Zeichnung von Karl Storch



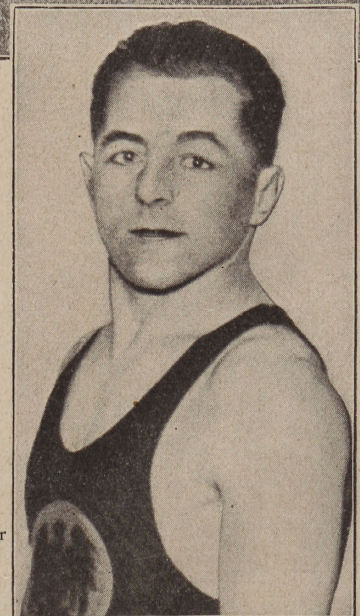
Aufn. Bittner



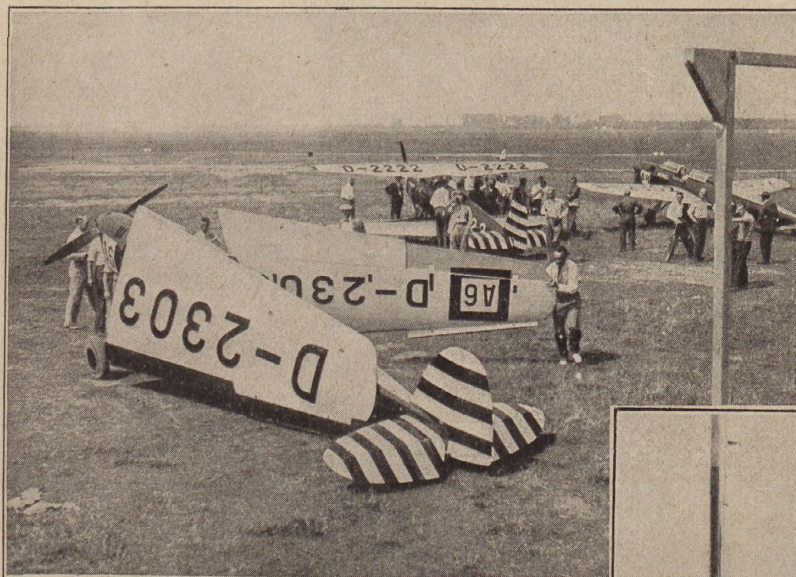
Scherls Bildarchiv

Drei Goldmedaillen für Deutschland

Auf den Olympischen Spielen in Los Angeles belegten gegen schwerste Konkurrenz den ersten Platz: im Bantamgewichtsringen der Nürnberger Jacob Brendel (rechts), im Mittelgewichtsheben der Münchener Rudolf Ismayr (rechts oben), und im Vierer mit Steuermann die Mannschaft des Berliner Ruder-Clubs: Eller, Meyer, Hoedk, Spremberg und Steuermann Neumann



Aufn. Schirmer

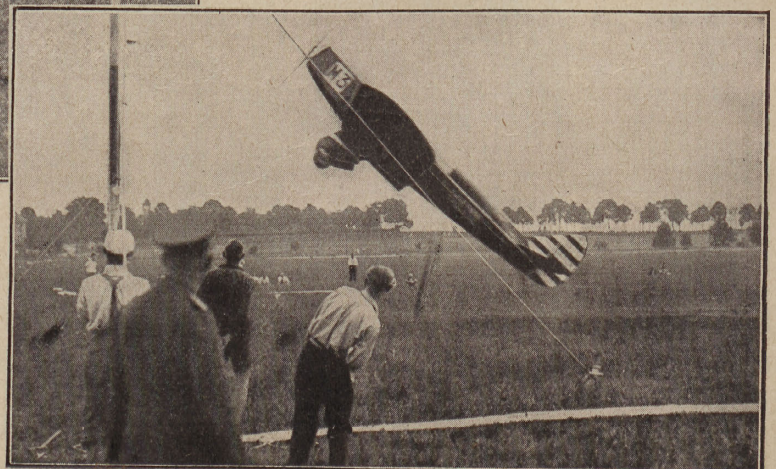


Europaflug 1932

Auf dem Flugplatz Staaken bei Berlin fanden die schwierigen technischen Prüfungen zum diesjährigen Europaflug statt

Aufn. Scherl

Rechts: Der Italiener Angeli bei seinem sensationellen Steilstart, zu dem er einen Raum von nicht mehr als 100 m Länge brauchte



Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Das diamantene Herz

ERZÄHLUNG VON MAX MOHR

2. Fortsetzung

Es war ja auch wirklich zum Lachen, was Barbara Offerton hier trieb!

Die alte Welt war eingestürzt, der Zettel in ihrer Tasche hegte sie auf ganz anderes als diese sinnlose Expedition mit Susi, jeder Tag ihres Lebens brachte nunmehr einen neuen Zettel mit solchen Stichworten, zu jedem Sonnenaufgang waren diese Menschenzettel bereits bis an den Rand vollgeschrieben mit Nahrungsorgen, Kleiderorgen, Wohnungsorgen — was trieb sie hier? Onkel Fred würde sagen, dieser Einfall mit dem Friseurkind wäre in ihrer Lage schon nicht mehr die berühmte Offertonsche Weltfremdheit, sondern einfach Selbstmord. Und bei diesem Gedanken lachte sie jetzt wirklich und hörte es auch, ein freies Lachen. Doch wieso sie sich dieses Lachen leisten konnte, ahnte sie selber nicht.

„Aber jetzt hast du gelacht!“, rief Susi. „Rechte Hand!“

„Ja, jetzt hab' ich gelacht“, gab Barbara Offerton zu.

Sie stiegen in den kleinen Kellerraum hinunter, der Herrn Welses Salon darstellte. Es war die Feierabendstunde, die beste Geschäftszeit. Und es waren tatsächlich zwei Kunden da. Der eine saß in dem Sessel vor dem Spiegel mit der Lampe und war bereits halb rasiert. Ein anderer saß unter der zweiten Lampe in der Ecke und las eine Zeitung. Der mit der Zeitung blickte auf und sagte: „Na, auch mal rasieren lassen, Fräulein? Kann nie schaden!“

Jedoch Herr Welse erkannte sie sofort und ließ den Mann im Sessel mit dem halben Seifengesicht sitzen, um sie zu begrüßen. Nachdem er aber ein paar Minuten mit ihr geflüstert hatte, machte der Eingeseifte Krach, und er mußte ihn erst zu Ende rasieren, bevor er sich ihr wieder zuwenden konnte.

Danach einigte man sich aber sehr schnell.

„Zur Probel!“ sagte Herr Welse und gab Susi einen eiligen Kuß.

Fräulein Offerton schrieb ihm noch ihre neue Adresse auf. Er wußte bereits Bescheid, daß sie nicht mehr im alten Haus wohnte.

Susi ließ während der ganzen Zeit ihre Hand nicht mehr

los, auch nicht bei dem Abschiedskuß des Vaters. Und während sie die Adresse aufschrieb, hielt Susi sich am Mantelsaum fest. Sie waren beide herzlich froh, als die Besprechung zu Ende war, und hüpfen die Treppe zur Straße wie zwei entlassene Sträflinge hinauf.

Auch Herr Welse war herzlich froh. Er erklärte den Fall seinen beiden Kunden, nachdem er wieder mit ihnen allein war. Er ließ sich von ihnen beglückwünschen. Auch der Mann, der vorher Krach gemacht hatte und nun längst fertig war, abgetrocknet und parfümiert, und seinen Groschen schon bezahlt hatte, war noch geblieben, um sich diese Geschichte auseinandersetzen zu lassen. „Was so reiche Leute noch alles in Kopf haben, noch?“ meinte er, als er sich endlich verabschiedete.

Herr Welse erzählte seinem zweiten Kunden alles, was er vom Hause Offerton wußte. Auch, daß viele Schulden da waren und zwangsversteigert wurde, wußte er bereits.

„Die haben schon was auf die Seite gebracht“, sagte der Kunde und ließ sich im Sessel nieder.

„Natürlich“, sagte Herr Welse und begann sein Werk. „Die kennen sich besser aus als unsereiner.“ Und nach dem Einseifen sagte er: „Sonst kämen sie noch auf solche verrückte Gedanken, noch?“

„Haben was auf die Seite gebracht!“ sagte der Mann im Sessel und schnitt mit seinem Schaumgesicht eine Frage in den trüben Spiegel, während Herr Welse das Messer schliff.

V.

Sie hatte nichts auf die Seite gebracht. Mit einem kleinen Verlust für die Gläubiger des Hauses Offerton ging die Rechnung glatt auf. Nichts blieb übrig außer dem notwendigsten Kleiderzeug und Wäschezeug, dazu Kuntgunde und deren Zeug.

Ein paar Monate später, als sie sich mit Susi eingerichtet hatte und ihre Gobelinwerkstatt betrieb, meinten auch noch ganz andere Leute wie Herr Welse und sein Kunde, es ginge bei ihr nicht ganz mit rechten Dingen zu, und sie hätte sich etwas auf die Seite gebracht. Sie wies jede Hilfe zurück, die ihr von Verwandten und Freunden angeboten

wurde. Man sah sie nur noch selten, aber wenn man sie sah, war sie stets beschwingt und froher Dinge. Sogar Martin Offerton, wenn er hie und da angeschlenkert kam, um sich einen Rat zu holen — wegen seiner Schwierigkeiten in Onkel Freds Geschäft, wegen der Intrigen auf dem Sportplatz, oder um sich einfach ein bißchen Zigaretten-geld herauszulocken —, sogar der Bruder glaubte schließlich nicht mehr daran, daß die Schwester ihr neues Leben nur aus eigener Kraft betrieb. Hatte Mama ihr doch noch etwas zugesteckt, ein kleines Betriebskapital, von dem niemand wußte? Oder gab es da noch andere geheime Quellen?

Sie fühlte den Verdacht, aber es machte ihr Spaß, ihn mit allerlei dunklen Andeutungen zu bestärken, anstatt ihn niederzuschlagen. Spaß mußte sein. Die Gespinste der kleinen Seelen mußten aufgeplustert werden, bis sie von selber ins Nichts zerflatterten. Nein, sie hatte nichts auf die Seite gebracht, wenigstens kein Geld. Und etwas anderes wie Geld konnte ein Mensch doch wohl nicht auf die Seite bringen, oder?

Allerdings, sie hatte Glück. Sonst so spröde bedacht, hatte sie jetzt mit einem Male eine glückliche Hand, wo immer auch sie zupackte. Der prompte Auftrag des Herrn Peter Görre war ein unverschämtes Glück: Drei Tage nach der Versteigerung saß sie schon vor dem alten Gobelin und webte an der beschädigten Ecke. Und mit Susi Welse hatte sie Glück: Das Kind wurde alltäglich frischer, ein holdes Reservoir von süßem Herzblut. Und am meisten Glück hatte sie mit ihrer Wohnung.

Das war keine Wohnung, sondern ein Schloß. Zwar ein Schloß ohne Möbel, aber dennoch ein Schloß. Susi hatte beim Umzug durchaus nicht glauben wollen, daß hier die Stätte ihres zukünftigen Lebens sein sollte, und hatte sich erst vergewissern müssen, indem sie vor dem Portal die Hand hinhielt, um sich's beschwören zu lassen: „Rechte Hand?“ Daß es nur eine Hausmeisterstelle war, ging dem Kind nicht auf. Warum sollte man es aufklären? Es gab ja sogar erwachsene Leute, die bei ihren Besuchen nicht errieten, daß Barbara Offerton dieses Haus nur verwaltete, so geschickt richtete sie ihr Leben ein.

Nur in der Familie wußte man Bescheid. Es war Tante Annas alter Besitz an der Elbe, für den schon seit Jahren ein Käufer gesucht wurde. Aber es fand sich kein Käufer. Wer Geld hatte, haute sich heutzutage einen Schillingerschen Glasblock oder ein anderes modernes Gebilde, klein, patent, nicht dieses überladene Ungetüm. Und Tante Anna war ärmer und ärmer geworden und konnte schließlich die Steuern für das Ungetüm nicht mehr aufbringen, so daß sie besser daran war, wenn sie es räumte, eine kleine Stadtwohnung bezog, eine kleine Miete zahlte und auf diese Weise wenigstens die Steuern erlassen bekam.

Aber verwaltet mußte das Haus werden, auch der Garten mußte einigermaßen instand gehalten werden; vielleicht kam doch noch einmal ein Fleischhauer aus Chicago oder ein bengalischer Prinzgemahl angefahren, um es zu seinem Sitz zu erklären. Also bekam Barbara Offerton zu ihrer freien Wohnung sogar noch ein kleines monatliches Taschengeld ausgezahlt, als sie die Verwaltung und den Gardendienst übernahm.

Weit draußen lag dieser Kasten, verbannt. Dichte Gitter sperrten die Sicht und den Zugang ab, verwunschen. Vom ersten Stock aus konnte man die Elbe sehen, die Mäwen, die Schiffe. Vom Wohnraum aus, parterre, sah man durch die gardinenlosen hohen Fensterahmen ins Graue und ins Grüne des zerfallenen Parks; an schlechten Tagen sah man schutzlos in den Nebel, das nasse Laub im Dampf.

Die zwanzig leeren Zimmer konnte man nehmen, wie man wollte, gespenstisch oder freizeitlich. Barbara Offerton und Susi Welse nahmen's freizeitlich. Zum Spielen

wenigstens — Nachlauf, Versteck, Dornröschen, Ruckuck bis hinauf zum Speicher — war's eine seltene Gelegenheit.

Leider kam man nicht so oft zum Spielen, wie man gern wollte, zur Hezjagd durch die widerhallenden Gänge, zur Rutschpartie die breiten Treppengeländer hinab. Es gab vom ersten Tag an viel zu tun, auch für das Kind.

Susi mußte immerzu etwas beiholen oder etwas wegstellen, das Küchengeschirr, die Gartengeräte, die geheimnisvollen Instrumente für die Gobelinarbeit. Und später, als der Tag eingeteilt war, einer wie der andere, und von selber ablief, bekam sie auch schon einige selbständige Arbeiten zugewiesen: das Tischdecken, das Zäten, die kleinen Gänge in die Nachbarschaft, zum Bäcker, zum Delikatessenmann, vor allem aber das ewige Kehren und das ewige Räumen, die vielen Fäden und die vielen bunten Fäden, die immer wieder vor dem Gobelin sich sammelten.

Denn Barbara Offerton mußte den größten Teil des Tages vor dem Gobelin verbringen. Jedes einzelne Zentimeter an der kaputten Ecke benötigte viele Stunden Arbeit, bis die Farben und die Linien stimmten, bis die erneute Stelle nicht mehr von der alten Webart zu unterscheiden war. Herr Görre mußte gut bedient werden. Sonst gab's kein Geld, sonst gab's keine neuen Aufträge, sonst gelang's nicht, sich einen Namen als „Reparaturwerkstätte alter Gobelins“ zu machen.

Manchmal kam Herr Görre in seinem schäbigen kleinen Karren angefahren und sah selber nach, ob es mit der Arbeit weiterging. Barbara Offerton hatte ihn nicht darüber aufgeklärt, wie sie zu diesem Schloßbesitz gekommen war, und er hatte auch nicht gewagt, sie zu fragen. Er behandelte sie noch immer wie damals bei der Versteigerung. Für ihn war sie nach wie vor ein Wesen aus einer höheren Gesellschaftsschicht, die ihm selber ewig unerreichbar blieb. Ferner war sie eine Spezialistin, die ihm einen großen Gefallen erwies. Und wenn er ihr den Wochenlohn auszahlte und den Zettel zum Quittieren hinschob, ordnungshalber, dann gebrauchte er immer noch eine ganze Masse von Bücklingen und Entschuldigungen.

Nein, es ging keinen Menschen der Welt etwas an, wie sie lebte. Niemand brauchte zu wissen, daß außer ihrer Werkstatt kein bewohnbarer Raum in diesem Palast war, daß hinter dem Gobelin ein kleiner Kochherd stand, zwei Betten, zwei Stühle mit Kleiderzeug, sonst nichts, und daß die riesigen Fenster in Tante Annas altem Speisezimmer nicht nur wegen des Atelierlichts ohne Vorhänge belassen wurden. Und als Herr Görre einmal an einem Samstagabend sie besuchte und einen Tee serviert bekam, weil gerade ein Sonntagstuchen fertig war, erlaubte sie sich sogar den Spaß, ihn vollends zu verwirren.

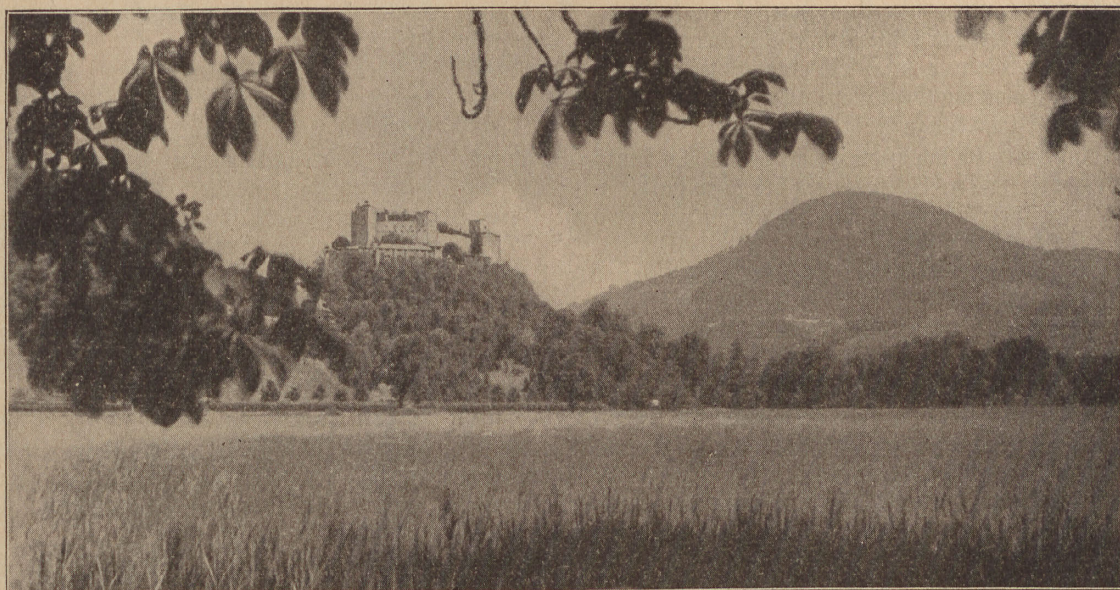
Sie schnitt zwei Stückchen Kuchen ab, legte sie auf zwei Teller und übergab sie Susi, nachdem Herr Görre bedient war. „Das eine gibst du Kunigunde“, sagte sie, „und das andere ist für Theodora!“ Und als das Kind die beiden Teller mit wichtiger Miene bereits bis an die Tür balanciert hatte, fügte sie noch hinzu: „Sag ihnen, sie haben genug gearbeitet, sie sollen jetzt Feierabend machen.“

Susi schob eifrig los. Denn sowohl Kunigunde wie Theodora, die winzige neue Zelluloidpuppe, hatten kurz vor Herrn Görres Ankunft eine Reise auf den Balkon im ersten Stockwerk gemacht. „Das ist für euch“, sagte sie laut, als sie bei ihnen ankam. „Ihr sollt jetzt Feierabend machen, hat Omi gesagt.“ Danach verteilte sie die Kuchen, indem sie Stück für Stück den lächelnden Puppenmündern hinhielt, der einen erst und dann der anderen, abwechselnd und gerecht, um es danach sich selber einzuschieben, geschwind, damit es der liebe Gott nicht sah.

Herr Görre, ein taktvoller Mann, fragte auch an diesem Tage nicht weiter nach Fräulein Offertons Wohnungsverhältnissen und ihrer sonstigen materiellen Lage. Aber

Die Festung Hohen-
salzburg und der
Gaisberg von Süden

Aufnahme: Dr. Vaas



er schien sich allerlei Gedanken zu machen, denn er blieb bis zum Abschied ziemlich zerstreut. Und als sie ihn hinausbegleitete, um das Parktor aufzusperren, verbeugte er sich noch etwas kläglich als sonst, bevor er seinen kleinen Karren bestieg und zur Stadt zurückfuhr.

Sie schritt lächelnd ins Haus zurück. Es war Sommer, der alte Garten wucherte weithin. Und sie war eine richtige Hochstaplerin, weil sie Herrn Görre vorgeschwindelt hatte, daß Dienerschaft im Hause war.

Aber stand ihr das alles nicht zu? Würde sich auch nur ein Hauch ihres Wesens ändern, wenn es wirklich so wäre, wie sie's den Leuten weismachte? Was wäre denn anders, wenn dieses Haus wirklich eingerichtet wäre, ihr eigener Besitz, Personal an allen Ecken und Enden, Kunigunde und Theodora, der alte Philipp und der neue Jean?

Nichts wäre anders, kein Deut. Seit der Versteigerung war's gleichgültig für sie geworden, ob sie arm oder reich war, ob sie für arm oder reich gehalten wurde. Gleichgültig, ob sie Spaß machte oder sich die Finger an den Gobelin-nadeln wund stach. Alles gleichgültig: Sie war ihrer selbst sicher geworden. Ihrer selbst sicher, und tief eingelullt in sich selbst. Was aber hatte sie so sicher eingelullt?

VI.

Sie wußte es nicht. Einmal schläft das Herz, einmal ist es wach. Ihres schlief, den ganzen schönen Sommer lang, bis in den dunkelnden Herbst hinein. Manchmal war ihr, als stamme das Meisterwerk, das sie aus ihrem neuen Leben machte, nicht ganz von ihr allein. Wer aber sollte denn der Meister sein, wenn sie nur die Gesellin war?

Ihre Begegnung mit Lorenz Melcher hatte sie längst vergessen, sein Gestammel, sein Gesicht. Erst durch Alexander Schillinger kam die Erinnerung herauf. Der pochte an einem Vormittag im Spätherbst plötzlich an die vorhanglosen Fensterscheiben ihrer Werkstatt, als sie am Webstuhl saß, während Susi hinterm Gobelin die Schnitzel für das Mittagessen wusch und weichtlopfte.

Sie schrak zusammen und starrte auf den Männerkopf am Fenster wie auf eine Vision. Hatte sie vergessen, das Tor zu schließen? Woher kannte sie diesen Menschen? War er ihr nicht schon einmal irgendwo begegnet, vor langer Zeit, auf einem wirren Volksfest, gemeinsam mit einem anderen Menschen, einem Verwandten, einem nahen Verwandten? Oder war's ein Bettelmusikant gewesen? Oder war's ein Walfischfänger, der nur kurze Zeit an Land gewesen war?

Sie brauchte geraume Zeit, bis sie sich von ihrem Schrecken erholte. Und dann rief sie erst Susi zu sich und nahm sie an die Hand, ehe sie zur Haustür lief und öffnete, um Schillingers Entschuldigungen für die freche Störung entgegenzunehmen.

Ein Architekt war's. Jawohl, sie kannte seinen Namen. Er wollte sich bei ihr erkundigen, ob hier nicht ein Bauplatz zu verkaufen wäre. Er hatte einen Auftraggeber gefunden, der sich just für diese Lage brennend interessierte.

„Wie sind Sie denn überhaupt hereingekommen?“ fragte sie, nachdem er seinen Spruch heruntergesagt hatte. „Das Tor war doch geschlossen? Oder nicht?“

„Doch“, sagte er und lächelte geheimnisvoll. „Ich habe mir erlaubt, über den Zaun zu klettern. Was tut man nicht alles, wenn man in einen bestimmten Platz besonders verliebt ist!“ Und da sie keine Miene machte, ihn ins Haus zu führen, zog er seine Karte aus der Jackentasche und überreichte sie ihr.

Sie las die Karte mit seinem Namen und seiner Adresse, seiner Telephonnummer und seiner Firma schnell durch und reichte sie ihm wieder zurück.

Er lachte. „Behalten Sie nur! Ich hab' noch einen ganzen Haufen von diesem Zeug.“

Sie schaute auf den kleinen Blumenstrauß, den er in der Hand trug, ein paar Ritterspornblüten mit ein wenig Phlox. Ein eigentümlicher Architekt, der über den Zaun kletterte, einen Strauß in der Hand! Eine Sekunde lang kam ihr der Verdacht, die Blumen könnten aus ihrem Staudengarten gestohlen sein, aber dann sah sie gleich, daß es gekaufte Blumen waren, von einer Ladnerin mit Bast und Farn gebunden.

Er schien ihre Gedanken zu erraten, denn er steckte den Rittersporn und die Phlox etwas weg, so gut es eben ging, hinter's Hosenbein.

Der Teufel sollte diesen Architekten holen, schoß es ihr durch den Kopf, wenn er Tante Anna wirklich überreden wollte, einen Bauplatz abzugeben! Tante Anna hatte sich bisher immer standhaft geweigert, das Grundstück durch eine Zertrümmerung in kleine Bauplätze zu entwerten. Entgegen dem Rat aller geschäftstüchtigen Onkel und Vettern wartete sie noch immer auf den amerikanischen Metzger und den indischen Tempeltänzer, die den ganzen Besitz auf einmal übernehmen sollten. Wenn das Grundstück in kleine Bauplätze aufgeteilt wurde, war's zu Ende mit dem verwunschenen Schloß.

Er schien abermals ihre Zweifel zu spüren. Er sagte: „Bitte, haben Sie keine Angst, Fräulein Offerton, daß jetzt gleich die Maurer und Polierer angefahren kommen und mit dem Neubau beginnen! Es ist eine Frage auf lange Frist, auf sehr lange Frist.“

Da besann sie sich endlich und führte ihn ins Haus, schnell durch den kahlen Vorplatz in die Werkstatt. Sie bot ihm den einzigen Stuhl an, der in diesem Raum außer ihrem Webstuhl sich befand.

„Ah, der alte Gobelin!“ sagte er, ohne den Stuhl anzunehmen.

„Ja, er paßt ganz gut hierher, nicht wahr?“ erwiderte sie leichthin.

„O ja!“ Er lächelte wieder, das gleiche geheimnisvolle Lächeln wie zuvor an der Haustür, ein Detektiv, der sich nichts vormachen ließ. „Schade, daß er jetzt bald fertig ist und wieder abgeholt wird!“ Und als sie ihn daraufhin ziemlich perplex ansah, sagte er nach einer kleinen Kunstpause: „Aber es kommt ja dann gleich wieder ein anderer Gobelin an diesen Platz, nicht wahr? Herr Görre hat ja bereits wieder etwas für Sie auf Lager, nicht wahr? Fünfzig Pfennig die Stunde, ein herrlicher Lohn für diese Höllenarbeit!“

„Ach so, Sie kennen Herrn Görre?“ entgegnete sie und lachte. Das also war das ganze Rätsel, die ganze Detektivgeschichte?

„Ich kenne Herrn Görre“, erwiderte er, „ich kenne Sie, gnädiges Fräulein, ich kenne Fräulein Susi Welse, ich kenne diesen Gobelin, ich kenne dieses Haus, ich habe mich halb krank gelacht, als ich hörte, daß hier Mobiliar und Dienerschaft sein soll, ich kenne allerlei.“

„Das scheint so“, sagte sie und zog Susi ein wenig an sich, zum Schutz. Und als sie das Köpfchen des Kindes an ihrem Schoß fühlte, sagte sie in schnippischem Ton: „Dann sind Sie also ein sogenannter Kenner?“

„Ach nein“, sagte er schnell, „ich bin kein Kenner, ich kenne gar nichts.“ Er gab das Mysteriumspiel mit einemmal auf und wurde ganz demütig. „Ich hab' Ihnen ein paar Blumen mitgebracht, wenn Sie gestatten, und diese Blumen zum Beispiel kennen Sie viel besser als ich.“

„Besten Dank!“ Sie nahm den Strauß an. „Ich kenne diese Blumen?“ Sie mußte lachen, weil er ganz hilflos da stand. „Ein komischer Onkel ist das, was?“ sagte sie zu Susi, die sofort loslachte.

Sie wollte gerade ihre Unhöflichkeit wiedergutmachen, indem sie sich über den Strauß beugte, um daran zu riechen und ihn ein wenig zu bewundern, da sah sie das diamantene Herz ihrer Mutter drin hängen. Um einen hellblauen Ritterspornzweig war's geschlungen, ganz deutlich baumelte es vor ihren Augen hin und her, sie träumte nicht.

„Oho!“ rief sie betroffen. Und dann sah sie auf den Architekten, der knallrot geworden war, nachdem sein großer Trick endlich ausgespielt war, und sagte noch einmal: „Oho!“, aber leise diesmal, bereits ein wenig Mitleid in der Stimme, weil sie plötzlich wußte, was das alles zu bedeuten hatte.

Nein, Alexander Schillinger hatte kein Glück an diesem Tage. Es war rührend, wie er seinen Antrag vorbereitet hatte, und rührend, wie er ihn dann endlich anbrachte. Er hatte sie wirklich wie ein Detektiv beobachtet, monatelang. Er hatte auch ihre Vergangenheit durchforstet und wußte alles: ihre zwei, drei Liebschaften, ihre kleinen Flirts, ihre verstaubte Tragödie vor fünf Jahren, die paar Körbe, die sie ausgeteilt hatte. Und er stellte sich selber bloß vor ihr und berichtete alles, was ihn bewegte. Und es war alles die pure Wahrheit, das spürte man. Und sogar dies beruhte auf Wahrheit, daß er hier als Architekt eingebrochen war und einen Bauplatz suchte; er wollte hier wirklich ein

Haus bauen, ein Schillingersches Haus für Barbara Offerton.

Aber er hatte kein Glück. Sie schüttelte nur immerzu den Kopf und preßte Susi, anstatt sie wegzuschicken, immer fester an sich. Er mußte schließlich mitten in seiner Werbung abbrechen, wenn er sich die letzte Hoffnung nicht selber nehmen wollte.

Sie begleitete ihn durch den Garten ans Tor. „Es ist doch besser, ich sperre das Tor auf“, sagte sie lachend, bevor sie die schweren Riegel zurückschob, „damit Sie nicht noch einmal über den hohen Zaun klettern müssen und sich die Hosen zerreißen.“ Und da er zu diesen Worten ein sehr melancholisches Gesicht zog, versuchte sie, den Scherz wiedergutzumachen, indem sie ihn mit beiden Händen an den Oberarmen ergriff und zum Abschied ein wenig hin und her schüttelte. „Ich danke Ihnen sehr, Herr Schillinger! Sie haben es gut mit mir gemeint.“

Er nutzte seine letzte Chance aus. Er riß sie an sich und versuchte, sie zu küssen.

Sie wandte den Kopf zur Seite, so daß er nur ihren Hals erwischte, aber sie nahm's nicht böse. Sie ließ sich sogar noch ein paarmal an sein englisches Jackett pressen und „den Nacken mit glühenden Küffen bedecken“. Ach, es war keine so wahnsinnige Leidenschaft, wie er in dieser Minute wohl gern glauben wollte. Es war nur ein bißchen Männertheater, es war ihr gleichgültig.

Erst, als er sie endlich losließ, seinen verrutschten Hut abnahm und seine Abschiedsworte sprach: „Kann ich nicht irgend etwas für Sie tun? Irgend etwas, das gar nichts mit unserer dummen Geschichte zu tun hat? Irgendeinen kleinen Dienst, einen reinen Freundschaftsdienst, nur so, nur zu meiner eigenen Freude?“, da erwachte sie aus ihrer Gleichgültigkeit.

„Vielen Dank“, sagte sie und schüttelte den Kopf, doch mit einem schwesterlichen Lächeln, ohne den grausamen Eigensinn, mit dem sie ihn bisher behandelt hatte. „Nur einen Gefallen können Sie mir tun, tatsächlich. Wir haben uns doch schon irgendwo gesehen? Bei irgendeinem Volksfest, glaube ich?“

Er horchte auf und antwortete nichts.

„Und zwar war doch damals ein Herr bei Ihnen, den ich sehr gut kannte?“ fuhr sie fort. „Auf diesen Herrn besinne ich mich nämlich die ganze Zeit über, seitdem Sie ans Fenster geklopft haben, und kann und kann nicht darauf kommen, wer es war . . .“

Er schaute auf die leere Straße hinaus und schwieg.

„Wer war das nur? Mir kommt vor, dieser Bekannte von Ihnen hat mir einen sehr großen Dienst erwiesen, und ich habe es ganz vergessen? War's nicht ein Walfischfänger? Aber ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Walfischfänger kennengelernt! Ich glaube, es gibt gar keine Walfischfänger mehr?“

„Nein, ein Walfischfänger war's nicht“, sagte Schillinger und wandte ihr wieder den Kopf zu. „Das verwechseln Sie, gnädiges Fräulein. Es war ein Seelenfänger.“

„Wieso?“ fragte sie naiv.

„Ich weiß, wen Sie meinen“, sagte er und lächelte wieder wie ein kluger Detektiv, aber diesmal eiskalt, von Kopf zu Fuß ein Eisblock.

Als er sie an die Versteigerung erinnerte, an ihrem Standplatz vor dem Gobelin und an seinen eigenen Standplatz am Fensterbrett, gab sie sofort mit voller Offenheit zu, daß es tatsächlich der Herr neben ihm gewesen war, Lorenz Melcher, auf den sie sich hatte besinnen wollen und den sie in ihrer Erinnerung komischerweise als Walfischfänger gesucht hatte.

„Ich habe diesen Herrn lange Zeit nicht getroffen“, sagte Schillinger, „aber ich kann Ihnen seine Adresse geben,

wenn Sie Interesse für ihn haben.“ Er nannte Melchers Adresse und fügte in frechem Ton hinzu: „Sie können ihn ja als Arzt kommen lassen, wenn Sie keine andere Gelegenheit haben, ihn wiederzusehn, den Herrn Walfischfänger. Dann können Sie sich bei ihm bedanken für den großen Dienst, den er Ihnen nach Ihrer Meinung erwiesen hat.“ Er wurde ganz bleich, so sehr strengte ihn seine eigene Frechheit an. „Wollen Sie sich die Adresse nicht lieber aufschreiben, damit Sie's nicht vergessen?“

„O nein — vielen Dank!“ sagte sie sanft. „Ich vergesse es bestimmt nicht.“

Sie stand noch am Tor und winkte, als er sich an der Straßenecke umdrehte. Und dieses Winken ärgerte ihn von allen Blödsinnigkeiten dieses blödsinnigen Tages am allermeisten. Die Weiber waren entweder herzlose Hegen, gut für Stromer, die sie vergewaltigten, oder sie waren herzhaftes Köchinnen, gut für die ewigen Schuljungen im langen Nachthemd. Dies war seine letzte Vergewaltigung und sein letzter Schuljungenstreich gewesen. Gott sei Dank, es war vorüber! Er war wieder ledig und frei.

VII.

Einmal schläft das Herz, einmal ist es wach. Das von Lorenz Melcher schlief, gleich den meisten anderen ringsum. Er tat seinen Dienst und hummelte während der freien Stunden durch die Straßen und die Restaurants, zwecklos. Er schimpfte auf die Stadt und auf den ganzen Kontinent, aufs Kalenderjahr und aufs Jahrhundert. Er dachte längst

nicht mehr an die Versteigerung Offerton, das Mädchen vor dem Wandteppich, die helle Welle.

Im Sommer hatte er eine kleine Liebschaft gehabt. Eine reizende Person, doch sooft er von ihr gegangen war und wieder allein gewesen war, hatte er seine Einsamkeit wollüstiger genossen als alle Liebkosungen. War er ungesellig, fürs Intime nicht geeignet? Jedenfalls glaubte er nicht mehr an die intime Nähe, wie sie in den Bündeln und den Ehen seiner Zeitgenossenschaft betrieben wurde.

Dagegen glaubte er daran, daß es zwischen den Menschen eine andere Nähe geben müßte, die sich nicht abschmierte. Wenn man in Gemeinschaft erlebte, wie der Nebel über dem Gewässer sich zerteilte, sei's auch nur eine Sekunde lang, und man sah gemeinsam eine zweite Sonne, einen zweiten Mond, ja, an diese andere Nähe glaubte er.

Manchmal lichtete der schwere Menschennebel sich ein wenig auch für ihn, zwischen ihm und einem Straßbettler oder einem Kind, zwischen ihm und einem Sterbenden im Hospital oder auch, wenn man betrunken war. Doch was war das viel, wenn's nur das Mitleid und den Rausch durchbrach? Nüchtern Herz am Herzen, nüchtern war ihm die heroische Sekunde nicht vergönnt.

Die Männer bekamen feuchte Augen oder dachten ans Geschäft dabei. Die Frauen verlachten einen oder nahmen's als Verlobung oder Flirt. Also Schluß mit den heroischen Blamagen, und die kleine Liebschaft mit dem Menschenleben aufgetan!

(Schluß folgt)

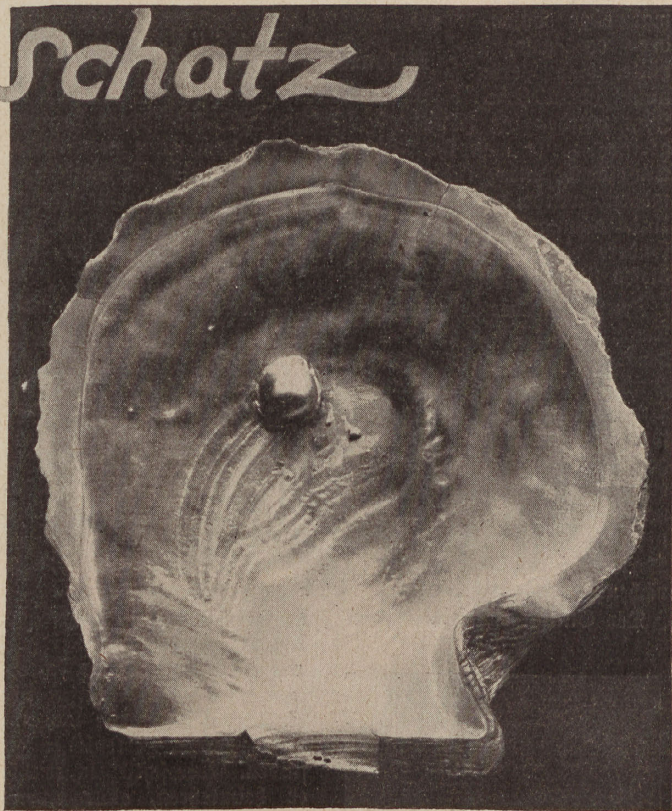
Der Perlen-Schatz von Tawi Tawi

Von Aleko F. Lilius

Der Sulu-Archipel, der südlichste Teil der Philippinen, gilt als einer der reichsten Fundorte schönster Perlen. Hunderte von Booten werden hier von der Perlenfischerindustrie dauernd in Betrieb gehalten, und mehr als eine Million Pesos beträgt der Wert der alljährlich gefundenen und ausgeführten Perlen. Die meisten Besitzer der Fischerboote sind Japaner, das Tauchen besorgen die Eingeborenen, die Samals und Bajasos, die diese Tätigkeit zu einer erstaunlichen Virtuosität ausgebildet haben. Ohne jede Ausrüstung gelangen sie in große Tiefen, lediglich mit einem an den Fuß gebundenen schweren Stein, der ein schnelles Absinken bewirkt. Mehrere Minuten auf dem Meeresgrund halten sie aus, und erst wenn infolge Atemmangels ihr Herz zu klopfen beginnt, tauchen sie wieder auf. Gelegentlich werden hier Perlen von beinahe unermesslichem Wert gefunden, und gerüchtwiese verlautet, daß schon mehr als fünfundzwanzigtausend Pesos für eine einzige Perle gezahlt wurden. Die größten Juwelenfirmen Amerikas und des Kontinents sind durch ihre Einkäufer an diesen gesegneten Austerbänken vertreten.

Von Manila bis herab nach Borneo hat jeder schon mal etwas von den Schucks gehört. Der Begründer dieser Familie in Sulu war Hermann Wilhelm Schuck, ein deutscher Kapitän, Mitglied des deutschen Konsulardienstes. Im Jahre 1864 segelte Schuck mit seiner Brigg „Seefönigin“ von Singapur nach Celebes und legte in Jolo an, um Wasser und Proviant zu laden. Da berichteten ihm seine Matrosen, daß die Eingeborenen sehr umgängliche Leute seien und daß der Sultan ihn zu sehen wünsche.

Dieser Sultan war Jamalul-Kiram, der Vater des jetzigen Sultans Jamalul-Kiram. Schuck gefiel dem Sultan so gut, daß dieser den Kapitän an sein Land zu fesseln suchte und ihm besondere Handelsprivilegien gab. Und so kam es, daß der alte deutsche Kapitän seine Zelte in Jolo aufschlug.



Eine Perlmuschel und ihr kostbarer Inhalt. Der hohe Wert der echten Naturperlen hat eine regelrechte Perlenfischer-Industrie erzeugt
Aufn. E. O. Hoppé (Mauritius)

Anfängliche Schwierigkeiten mit den Spaniern, denen damals der Sultan unterstand, wurden durch Vermittlung der deutschen Regierung schließlich gütlich beigelegt, und es gelang Schuck, bald ein wohlhabender Kaufmann und Plantagenbesitzer zu werden; die Spanier pflegten Freundschaft mit ihm.

Schuck hatte von dem Sultan die Erlaubnis bekommen, in der ganzen Sulu-See Perlen zu fischen. Der Herrscher hatte sich lediglich das Recht vorbehalten, die schönsten und größten Perlen

zu einem angemessenen Preis zu erwerben.

Unter den Perlenfischern herrschte der eigentümliche Brauch, daß der glückliche Finder einer schönen Perle das Recht hatte, den Palast des Sultans zu betreten und dem Überraschten die Perle zuzuworfen. Der Sultan war verpflichtet, ein solches Geschenk anzunehmen, aber die Sitte gebot auch, dem Finder zu erlauben, sich irgendeinen Gegenstand, der ihm gefiel, aus dem Palast mitzunehmen. Und man sagt, daß dieser Handel nicht immer zugunsten des Sultans ausgelaufen sei. Andererseits erwarteten schwere Strafen den Samal oder Bajao, der es gewagt hätte, eine Perle nicht abzuliefern.

Ihm wurden die Hände abgeschnitten und die Zunge herausgerissen, wenn man ihn nicht überhaupt zum Tode verurteilte. Ein eingeborener Fischer, der etwa auf geheimnisvolle Weise vermögend wurde, mußte vor das Gericht kommen und eine strenge Untersuchung über sich ergehen lassen. Der Sultan hatte besondere Agenten und Spione, mohammedanische Priester, für diesen Zweck eingesetzt.

Im Anfang der sechziger Jahre berichtete ein Agent von Tawi-Tawi, Datu Ibra Hamil, dem Sultan, daß sich unter den Bajaos der Westküste von Tawi-Tawi das hartnäckige Gerücht von der Entdeckung eines ungeheuer reichen Perlenggebietes erhielt. Tawi-Tawi ist eine der größten Inseln des Sulu-Archipels und sonst fast unbekannt in der übrigen Welt. Perlen von ungeheurer Größe sollten dort gefunden worden sein. Und weiter erzählte man sich, daß der Finder, ein ganz armer Perlenfischer, nach Borneo geflohen sei, weil er wußte, daß der Sultan ihm niemals den wahren Wert seiner Perlen bezahlen würde. Von Borneo sei der Fischer dann nach Singapur geflüchtet, wo ihn die rächende Hand des Sultans nicht erreichen konnte.

Der Sultan rief seinen alten Freund, den Kapitän Schuck, zu sich, um mit ihm zu beraten, was zu tun sei. Schuck segelte dann mit seinen Schiffen für Wochen und Monate los, um dieses reiche Perlenlager zu finden. Aber schließlich mußte er heimkehren, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben.

Noch Schuck schmiedete einen anderen Plan. Es war klar, daß es nur einen einzigen Menschen gab, der den genauen Fundort kannte: den Finder selbst. Und der saß vermutlich in Singapur. Also ließ Schuck nach ihm forschen. Dabei brachte er in Erfahrung, daß der Fischer eine Riesenperle einem Chinesen

angeboten hatte. Und der Erfolg war, daß der arme Bajao ermordet wurde. Gleichzeitig verschwand der Chineser mit samt der Perle. Es war einleuchtend, daß es dem Chinesen gelungen war, dem armen Fischer das Geheimnis der Lage der reichen Austerbänke zu entlocken, und es blieb nun nichts anderes mehr zu tun, als die Küste von Tawi-Tawi auf verdächtige Fahrzeuge hin zu beobachten.

Bei seinem Umhersegeln entdeckte Schuck eines Tages in einer tiefen Bucht der Tawi-Tawi-Küste drei Schaluppen, die er einholte und auf Grund seiner Nachbefugnisse kurzerhand mitnahm zu seinem Freund, dem Sultan, der die weitere Untersuchung darüber anstellen sollte, was diese Schiffe dort zu tun hätten. Auf der Fahrt hörte er plötzlich von den Fischerbooten ein lautes Geschrei. Ein Ruderboot kam auf die „Seekönigin“ zu. Ein aufgeregter Chineser bat um Hilfe. Seine Taucher seien von wilden Haifischen angegriffen worden. Seit einigen Tagen suche er hier in ungewöhnlicher Tiefe nach Perlen, und es schiene, als ob dieser Schatz von den menschenfressenden Ungeheuern bewacht würde. In wenigen Tagen seien fünf seiner Leute bereits zerrissen worden. Zwei Verwundete habe er auf seinem Schiff.

Das war eine günstige Gelegenheit für Schuck. Er genoß wie alle Deutschen den Ruf, ein guter Arzt zu sein, und er hoffte, das Vertrauen des Chinesen zu erwerben und dem Geheimnis der reichen Austerbänke näherzukommen. Und bald hieß es, daß der so fürchterlich bewachte Schatz derselbe sei wie der von dem unglücklichen ermordeten Bajao entdeckt. Denn der Chineser hatte Kapitän Schuck ein paar Perlen von so ungewöhnlicher Größe gezeigt, wie dieser sie vordem noch niemals gesehen hatte.

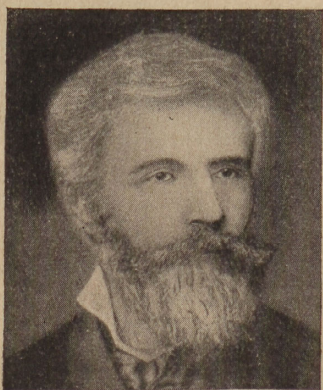
Das Perlenlager befand sich in einer solchen Tiefe, daß es den Tauchern immer nur gelang, eine Perle an die Oberfläche zu bringen, und nur selten brachten sie es fertig, den Meeresboden zu erreichen. Außerdem aber — und das war das schlimmste — wimmelte das Meer von Haifischen, die die Taucher angriffen und töteten.

Nach diesen Feststellungen befahl Schuck dem Chinesen, ihm mit seinen Booten nach Solo zu folgen; die Perlen beschlagnahmte er, um sie gemäß dem Sulu-Gesetz dem Sultan zum Kauf anzubieten.

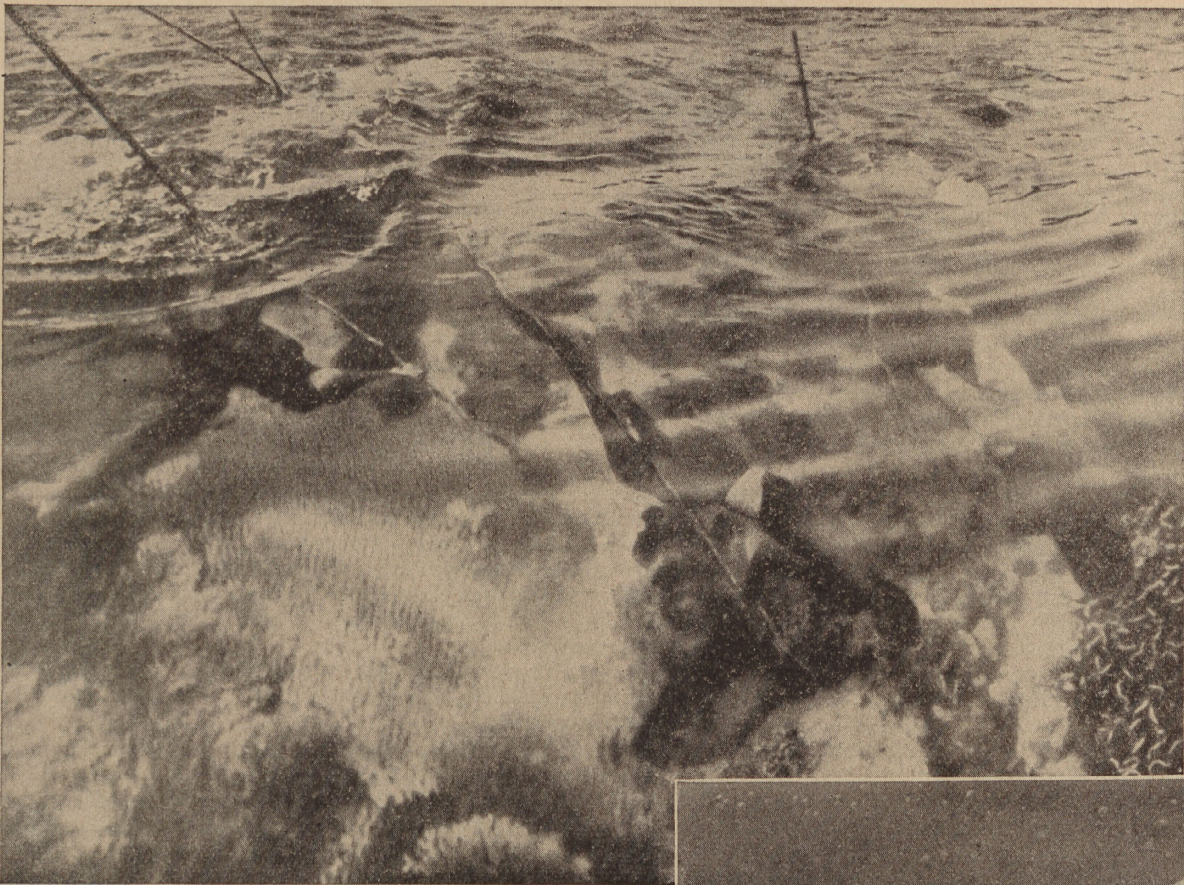
Bald rankte sich um diesen unermeßlichen Perlenreichtum, der in einer unterirdischen Höhle verborgen lag und von Haifischen



Perlentaucher bereiten sich zum gemeinsamen Absprung vor



Kapitän Wilhelm Schuck
Aufn. Kutschuk



Ein gefährlicher Beruf: Perlenfischer tauchen an ihren Seilen in die Tiefe, die oft von drohenden Haien bevölkert ist. Aufn. Kutschuk u. Times

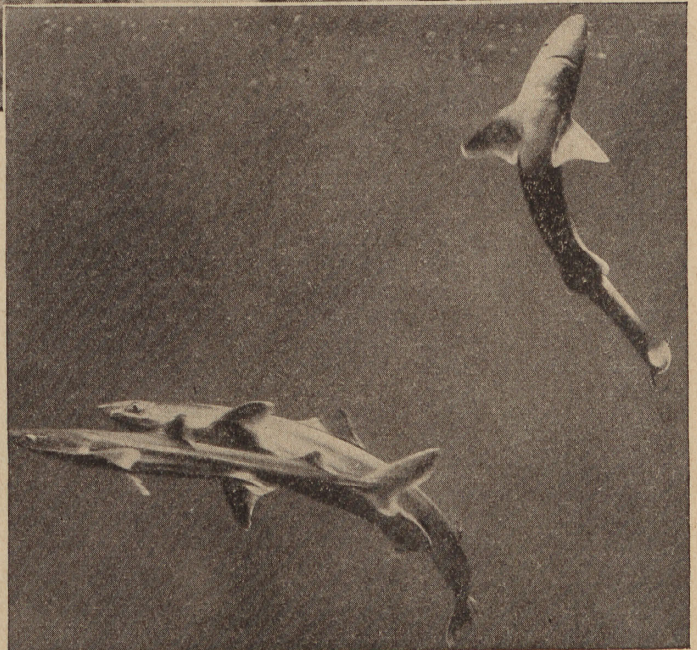
bewacht wurde, eine Legende von einem „Meereskönig“ und seinen „Tigern“. Und man mußte dem „Meereskönig“ eine jungfräuliche Prinzessin opfern, dann würde er seine Schätze freiwillig herausgeben, und das Volk von Tawi-Tawi würde das reichste und glücklichste der Erde werden.

Panglima Tigpag, ein Häuptling der Moros, sammelte ein paar Bajaos um sich und fragte sie, ob sie bereit wären, nach dem Schatz zu tauchen, wenn er ihnen dafür einstand, daß sie von den Haifischen nichts zu befürchten hätten. Die ältesten Bajaos schüttelten zunächst die Köpfe. Aber dann erklärte ihnen Panglima, daß er Netze knüpfen wolle, die rings um die Höhle aufgestellt werden sollten, so daß kein Haifisch an die Taucher herankönne. Nach langem Überlegen fand man die Idee gut und machte sich ans Werk.

Monatelang arbeiteten Männer und Frauen in Panglimas Dorf an dem Netz. Schließlich war alles fertig, und das Unternehmen konnte vorstatten gehen. Trommeln wurden geschlagen, Feuer angezündet, und die A-Gongs und Kulintangans, mit denen sich die Eingeborenen auf weite Entfernungen verständigen, spielten Nächte hindurch. Und eines Morgens machte sich der ganze Zug auf den Weg.

Rings um die Stelle, an der man in der blaugrünen Tiefe der See die Austerbänke erblicken konnte, wurden die Netze hinabgelassen. Ein Bajao tauchte. Und sofort schossen drei oder vier Haifische heran; man spürte die fürchterlichen Schläge am Netz, aber es hielt aus. Die Zuschauer konnten sehen, wie der Taucher einen Augenblick zögerte und dann schnell wieder an die Oberfläche kam. Er hatte sich erschreckt, überzeugte sich dann aber, daß das Unternehmen nicht mehr gefährlich war. Und wieder wurden die A-Gongs geschlagen, die Kulintangans spielten, und noch mehr Feuer werden entzündet. Fahnen entfaltete man, und lange mohammedanische Gebete sandten die Smaams gen Himmel.

Zum zweiten Male sprang der Taucher hinab. Alle Augen folgten ihm. Heftige Gesten begleiteten jede seiner Bewegungen. Jetzt hatte er den Boden erreicht. Riesige Haifische konnte man



rings um das Netz streichen sehen. Die Menge konnte beobachten, wie er eine große Muschel in seinen Korb tat.

Aber dann ereignete sich etwas! Es war, als ob er plötzlich starr geworden wäre, wie vom Blitz getroffen. Sie sahen, wie er seine Hände hob, sein Gesicht nach oben wandte, als ob er um Hilfe bitten wollte, aber er blieb unten. Vier Minuten, fünf Minuten — zehn — fünfzehn Minuten. Bestimmt hatte sich etwas ereignet! Und dann sahen sie seinen leblosen Körper hin und her schweben in der Meeresströmung.

Schnell zog man den Korb nach oben. Er enthielt nur eine einzige Muschel. Die Muschel war offen, und an ihrer Innenseite befand sich ein riesengroße Blase. Die Blase zerplatzte schnell, und eine wundervolle, rötliche Perle im Werte von vielen tausend Pesos kam zum Vorschein.

Jetzt erinnerte man sich wieder des armen Tauchers. Aber der war schon jenseits jeder menschlichen Hilfe. Sein Fuß steckte in einer Riesenmuschel, eingeklemmt, gefangengehalten mit einem graufigen Todesgriff. Von jetzt ab war dem Volk von Tawi-Tawi dieses Perlenlager tabu. . . . Und ist es noch heute.

Der Fetzmarkt

Erzählung von Marie Murland

Die Sonne meinte es wieder einmal gut mit dem Altgrazer Fetzmarkt.

Der Oberlandesgerichtsrat Aloisius Bründhuber konnte sich überhaupt an keinen verregneten Fetzmarkt erinnern, und sein Gedächtnis reichte doch ein halbes Jahrhundert zurück. Er hatte keinen einzigen ausgelassen, seitdem er als Fünfjähriger am Fetzmarkt sein erstes Rasperletheater erlebte. Mit einem Riß erschlug der Wurstl sein böses Weib, einen grimmigen Wolf, einen Polizeidiener und einen Türken. Noch immer verrichtete er mit der gleichen Waffe dieselben Heldentaten, nur machte er jetzt einen andern Erbfeind, einen Franzosen, tot.

Der Fetzmarkt war eine nur Altgraz eigentümliche Einrichtung. Seinen Namen trug er nicht einmal zu Recht, denn was im Haushalt zu wirklichen Lumpen wurde, holte der Sadernsammler.

Um die Basteien, die noch das malerische Stadtwesen gürten, lief eine Doppelzeile herrlicher Linden und Kastanien. Goldbraune und goldgelbe Blätterhände breiteten einen weichen Teppich über den Weg, wenn im Spätherbst um Michaeli vom Burgtor bis zum Eisernen Tor der Fetzmarkt abgehalten wurde.

Der Bodenkram, den die Händler im Gang eines Jahres zusammenkauften, war eine Fundgrube von Schätzen. Auf dem Umweg über den Fetzmarkt war eine uralte Geschlechterchronik in das Archiv eines Chorherrenstiftes gelangt. Geistliche Bibliothekare verschmähten nicht, in Haufen wertloser Schmöcker zu wühlen, in denen Studenten nach stark benutzten, aber spottbilligen Wörterbüchern stöberten.

*

Und Werke liegen da, ganz aufeinander — Pamela, Grandison und hier Leander von Sittenwald, hier Justus Lipsius, hier Robinson und dort Heinricus, die Prediger Neville und Massillon, ein altes Schauspiel, „Der verlorene Sohn“, ein Buch der Logarithmen, ein Roman „Quentin Durward“ von Walter Scott liegt daneben. Der Schwärmer Hölty, ganz mit El begossen, liegt auf der Biographie von Karl dem Großen. Und Almanache aus den achtziger Jahren mit Moden, Blumentöpfe in den Haaren.

„Der Gellert liegt auch da, der Hagedorn,
Der alten, deutschen Dichtung heiliger Born.
Ach, alles, was den Stempel trägt der Jahre,
Sei's noch so gut, gehört zur alten Ware ...“

So hat vor mehr denn hundert Jahren ein Altgrazer das fliegende Antiquariat am Fetzmarkt besungen.

Weiter berichtet er in kunstlosen Reimen, wie unter altem Eisen, verrosteten Wetterfahnen türkische Waffen gesteckt hatten, ausgemusterte Bogellässe kaufte sämtlich ein Altgrazer Original, der Hofrat Schallanitzky. Kein gefiederter Sänger sollte mehr darin schmachten. Ein Diener trug sie ihm nach bis weit vor die Stadt, wo er sie in den reißenden Fluß versenkte.

Grausam gepeinigt wurden empfindliche Ohren im Umkreis der Stände mit gebrauchten Musikinstrumenten, verstaubten, verbeulten, sogar durchlöchernten. Kauflustige probierten gleichzeitig Bassgeige und Flügelhorn, Zither und Hackbrett. In der Bürgergasse war ein Wunderdoktor, der die schlimmsten Quetschungen und Zerreißungen kurierte. Einer zur Unkenntlichkeit entstellten Violine von Amati vom Fetzmarkt hatte er ihre volle Form- und Tonschönheiten zurückgegeben.

An Stricken, von Baum zu Baum gestrafft, hingen Gewandstücke, von Herrschaften abgelegt. Man konnte an ihnen die Kostümgeschichte der letzten Jahrzehnte studieren. Schauspieler suchten sich daraus ihre Garderobe zusammen, das Bürgertum die Maskerade für die Theaterredoute.

Frauenhände befühlten das feine, unverwüstliche Tuch weit-schöbiger Treßentröcke, Seide und Samt der weiblichen Hüllen, die sich im Windhauch bewegten.

Weil sie meist ohne Rahmen waren, schenkte das Publikum den Bildern, die umgekehrt gegen einen Baumstamm lehnten, wenig Beachtung. Bründhuber hatte doch eine gute Landschaft

von Ruysdael heimgetragen, die allerdings einer gründlichen Restaurierung bedurfte. Sie zierte sein „Sitzzimmer“, wie der Altgrazer seinen Salon nannte. Es war darin ein Glaskasten, angefüllt mit Raritäten vom Fetzmarkt.

Auf der großen Rasenfläche hinter der Allee bewahrte das Gras noch immer sein saftiges Grün. Dort war das Gezelt des Ringelspiels aufgestellt. Heute wirbelte es nach den Klängen des Radeßkymarsches, den eine Drehorgel spielte. Bei Bründhubers erster Ringelspielfahrt war es noch Janitscharenmusik mit Schellen und Paukenschlag gewesen. Ihm war übel geworden vom Wirbel und Spektakel. Käseweiß im Gesicht, legte man ihn seiner Kinderfrau in die Arme. Später überwand er diese unmännliche Magenschwäche und wurde der beste Ringelstecher am Plage. Neben dem Ringelspiel war ein Pfahl aufgerichtet, aus dem sich eine Stange mit aufgereihten, eisernen Ringen vorstreckte. Wer im Vorüberfahren mit dem Stab einen Ring abhob, hatte die nächste Fahrt frei. Bründhuber hatte es auf vierzehn Freifahrten gebracht.

Er ging in die vierte Klasse der Lateinschule, als ihn ein dreizehnjähriges Mädel, die Brandlhofer Resi, mit einer Freundin übertrumpfte.

Es war ganz unerhört, daß eine Tochter aus gutem Hause in der äußeren Reihe ritt, und noch dazu im Herrensitz, sich im Sattel hob und mit dem Stab zielte. Bründhuber überraschte das nicht. Er kannte die Resi. Ihre Eltern wohnten in der gleichen Gasse eines ländlichen Vororts wie seine Eltern. Sie entwischte ihnen, so oft sie konnte, und trieb sich mit weniger streng gehaltenen Nachbarfindern herum, am liebsten mit Buben. Sie kletterte wie eine Wildkaze und konnte, wenn sie gereizt wurde, wie eine solche beißen und kratzen. Viel tolle Streiche hatte der Gymnasiast Bründhuber mit ihr ausgeheckt. Zu Tieren war sie gut. Den Tauben am Hauptwachplatz zerkrümelte sie ihre Zehnruhrfemmel für die Schule, nahm Kameradinnen gefangene Grillen und Maikäfer weg und ließ sie fliegen. Einmal hatte sie mit ihrem Taschengeld einen gequälten Ziehhund losgekauft. Bründhuber hatte gelernt, Menschen nach ihrem Verhalten zum Tier zu werten.

Am deutlichsten sah er Resi vor sich, wie sie nach der fünfzehnten Freundin vom Pferd stieg. Die langen Zöpfe hatten sich gelöst, das dicke, blauschwarze Haar floß wie ein Mantel um die zierliche, aber kräftige Gestalt. Eine alte Tante, die ein türkischer Zufall am Ringelspiel vorbeiführte, nahm sie in Empfang, packte den schwarzen Haarschopf, um ihn zu einem Knoten aufzustechen, wobei sie ihm einen tüchtigen Riß gab. So ein Skandal! Beim Reiten war der Rock hinausgerutscht und hatte die Knie den Blicken der Umstehenden freigegeben. Befah das Mädel denn gar keinen Sinn für Anstand und Sitte? Die ganze Familie schämte sich für sie.

Resi kam bald darauf ins Pensionat der Ursulinen, das sich an manchem Wildfang als Besserungsanstalt bewährte, und war nur mehr daheim in den Ferien, die Bründhuber zu Wanderungen in den Bergen benutzte. Später wurde ihr Vater, ein höherer Statthaltereibeamter, nach Triest versetzt, wo sie sich sehr jung mit einem vermögenden Kaufmann verheiratete.

Jetzt war sie wieder in Graz. Bründhuber hatte vor einer Woche in der Gräzer Zeitung unter den angekommenen Fremden im „Hotel Elefant“ ihren Namen gelesen: Frau Lampazzi, Kaufmannswitwe aus Triest. Den Fetzmarkt besuchte sie ohne Zweifel, aber sie würden aneinander vorübergehen, ohne sich zu erkennen.

Die Sonne versank hinter den gotischen Dächern der Häuserfront über der Bastei. Dunkel hoben sich Kuppeln und Türme vom Messingschein des westlichen Himmels. Händler fanden es an der Zeit, ihren Kram einzupacken. Die Käufer verloren sich. Mit der letzten Ringelspielfahrt verklang der Radeßkymarsch.

Bründhuber blieb am Ausgang der Allee bei einem Trödler stehen. Ein böhmisches Glas mit eingravierten Medaillons auf leuchtendem Purpurgrund hatte seinen Blick angelockt. Mit leeren Händen wollte er nicht heimkehren. Er mußte warten. Eine Dame war im Begriff, ihren Einkauf zu bezahlen, ein zier-

liches Saburett mit vergoldeten Füßchen, als Sitzkissen eine verblüdete Stickerie in Perlstich. Nicht mehr jung; Bründhuber erkannte es an der Rundlichkeit des Nackens und der Schultern. Nach der Mode jener Tage trug sie ein langes Umhängetuch, einen echt indischen Schal. Die Bordüre bildeten springende Gazellen.

„Wohin darf ich der Gnädigen das Stockerl schicken?“ fragte der Trödler, der es eilig hatte, den neuen Kunden zu bedienen.

„Ins 'Hotel Elefant' für Frau Lampazzi.“

„Frau Lampazzi, geborene Brandlhofer.“ Bründhuber hatte es unbewußt laut gesagt.

Die Dame wendete sich um. Zwei lebhaft dunkle Augen in einem erstaunten Matronengesicht blickten fragend zu ihm auf. Woher kannte sie diesen stattliche, ältere Herr mit der goldenen Brille. Er küßte den mausgrauen Zylinder:

„Aloys Bründhuber aus der Körblergasse im Geidorfviertel.“

Es war ganz selbstverständlich, daß er sie bis zu ihrem Gasthof begleitete. Eine farbige Schilderei, den Elefanten darstellend, schwang über dem Eingang. Vor zwei Jahrhunderten war hier ein leibhaftiger Elefant im Stall gestanden. Der türkische Sultan hatte ihn für den kaiserlichen Tiergarten in Wien geschenkt.

Schon auf dem Weg durch die sparsam erleuchteten Gassen der Stadt hatten sie wieder Resi und Loisl zueinander gesagt.

Jetzt saßen sie sich im gemütlichen kleinen Extrazimmer gegenüber. Das erste Glas hellrosa Schilcher brachten sie dem lieben, alten Fegenmarkt. Resis Gatte war vor Jahresfrist gestorben. Sie nannte die sechsstellige Ziffer des Vermögens, das er ihr hinterließ. Dann hatte eine unwiderstehliche Sehnsucht sie gepackt nach der heiteren, anmutigen, besinnlichen Alpenstadt, in der ihre Wiege gestanden. Hier wollte sie den Rest ihrer Erdentage verleben. Bründhuber sollte ihr helfen Wohnung suchen.

Resi wünschte in chronologischer Reihenfolge zu vernehmen, was sich während ihrer langen Abwesenheit zugetragen . . .

Die Uhr schlug die elfte Stunde, und Bründhuber war erst bei der französischen Einquartierung angelangt, die seine Eltern gehabt hatten, während der Obergeneral Napoleon Buonaparte sich mit seinem Korps in Graz aufhielt. Allerlei Lustiges und Betrübliches fiel ihm ein, das sich damals bei den Seinigen und in bekannten Familien ereignete.

Das viele Reden hatte ihm die Kehle ausgetrocknet, er mußte sie oft mit hellrotem Schilcher anfeuchten. Er machte eine Pause.

Dieses Ausmalen von Bildern der Vergangenheit, gestrichelt

und getüpfelt wie die Tafeln gewisser alter holländischer Meister, wie es der Resi zu gefallen schien, wäre so die rechte Beschäftigung, wenn er einmal in den Ruhestand versetzt würde. Die Zeit war nicht allzu fern. Und wie schön, wenn ihm die Resi in seiner Häuslichkeit so gegenüber säße! Sie paßte hinein wie der Haselnußkern in die Schale. — Sie war gut zu Tieren, würde es auch zu seinen beiden Dackeln sein. Sehr zu beachten die sechsstellige Ziffer ihres Kapitals. Er berechnete die Zinsen zu fünf Prozent. Sie könnten eine bürgerliche Equipage halten, ein feines Zeug, aber der Rutscher ohne Livree . . .

Auch Resi schwieg. Sie hatte die Hände über dem weißen Damastisch Tuch gefaltet und sann. Was für ein prächtiger Mensch war doch geworden aus dem fecken Bengel, mit dem sie als wilde Hummel gerauft, den sie im Ringelspielwettrennen besiegt. Sonst ein lieber Kerl. Er hatte es zu einer angesehenen Stellung gebracht. Einen Oberlandesgerichtsrat kann man mit der Verwaltung des Vermögens betrauen. Wenn der Weg abwärts führt, stützt sich die alternde Frau gern auf einen starken Arm. Sollte sie ihm einen zarten Wink geben?

Er kam ihr zuvor.

Im anstoßenden Speisesaal begannen die Kellner aufzuräumen, mit Tischen und Stühlen zu rumoren. Die beiden erhoben sich.

„Resi“, begann er, „schau dir einmal meine Wohnung an. Es ist die alte in der Körblergasse. Ich habe auch nach dem Tod der Eltern den ganzen ersten Stock behalten. Wenn sie dir gefällt, in zwei Wochen können wir verheiratet sein.“

Sie sah ihm lächelnd in die grauen Augen hinter der goldenen Brille, gab ihm die Hand und sagte:

„Gern, Loisl, recht gern.“

*
Einige Kollegen Bründhubers standen im Korridor des Gerichtsgebäudes beisammen und plauschten vom Fegenmarkt.

„Was hat denn unser Rat diesmal aufgestöbert?“ fragte einer.

„Ihm ist ja das Glück immer hold!“

„Einen Drachen“, sagte ein anderer.

„Also was Chinesisches. Er hat schon ein paar seltene chinesische Sachen vom Fegenmarkt.“

„Einen Hausdrachen!“

„Hm?“

„Eine Frau, die Witwe Lampazzi, soll übrigens ein goldener Drache sein.“

Das Gerücht eilt

Von Hermann Rössler * Mit Zeichnungen von W. Plünnecke

Morgennebel über der Rhone-Landschaft. Ein fellbekleideter Mann, in der Hand Bogen und Speer, steigt hügelwärts. Auf der Kuppe angekommen, blickt er sich um, legt schon die Waffen beiseite, blickt weithin über das rot aufdämmernde Land und legt die Handflächen zum Ruf vor den Mund. Langgezogen geht's: „Hoo . . . uuu.“ Er wartet. Ruft wieder. Wartet, ruft, wartet . . . Endlich antwortet ihm jemand. Derselbe Ruf geht von fernher. Der Ruf ist aufgenommen. Das genügt. Der Mann nimmt wieder seine Waffen und steigt den Hügel hinab. Er hat seine Pflicht getan. Er weiß, der Ruf ist weitergegeben, und die wichtige Kunde eilt durch ganz Gallien. Was ist geschehen? Ein großer Häuptling wird gestorben sein, oder die verhassten, hochmütigen Krieger von jenseits der Alpen nahen wieder, oder Vereingetorix hat sich endlich erhoben, und das Signal zur Befreiung vom Römerjoch weckt das ganze Land. Etwas Bedeutsames wird jener Ruf verkündet haben. Der langgezogene, allen wohlbekannte Laut wird überall gehört, aufgenommen und weitergegeben. Er schallt von Siedlung zu Siedlung, von Stamm zu Stamm, überallhin, wo keltisch gesprochen wird, bis hin zu den Pfahlhöfen am schwermütigen See in der Schweiz, in beklemmend stille Druidenhaine, die bei Todesstrafe keiner außer Häuptling und Priester betreten darf und wo noch Blut von Opfersteinen raucht, durchs sanfte Wiesenthal der Voire und durch die gefürchteten, von vielhundertjährigen Eichen, Raubtieren und Dämonen erfüllten Urwälder der Bretagne.

Unter ohrenbetäubendem Lärm rührt der Neger die Kriegstrommel

Der Schrei . . . Die Kelten waren Künstler im Schreien. „Gallus“ hieß bei den Römern der Hahn, und Galli war für sie das Nachbarvolk, das weithin zu gellen verstand. Wer jenen Schrei aufnahm, kannte seine Wichtigkeit. Eine große Nachricht! Sie weht und geht von Hügel zu Hügel, von Mund zu Mund. Sie ist schneller als der schnellste Reiter. Am übernächsten Sonnenuntergang ist sie schon durch ganz Gallien gegangen und in zwei Tagen mit einer Geschwindigkeit von Stamm zu Stamm geeilt, die damals, etwa ums Jahr 100 vor Christi Geburt, durch keine andere Form der Nachrichtenübermittlung erreicht werden konnte.

Aber ist es auch eine vollständige Nachricht? Ein Befehl, Alarm, Signalkruf, Kunde? Nicht ganz. Die Nachricht verpflichtet sich, nimmt einer Wolke gleich Phantasieform an, wird zum Gerücht . . . Niemand weiß ja ganz genau das Nähere, man kennt kaum die größten Umrisse der Nachricht. Die Phantasie der Menschen vergrößert, wie immer, die anfängliche Vermutung. Es wächst die Spannung, die Erregung, die Furcht. Es beklemmt.



Wie ein Alpdruck liegt es über den Siedlungen, Waldhütten, Pfahldörfern, Druidenhainen.

Das Gerücht! Es eilt, es wächst, es lebt.

Irgendwann zur Rokokozeit. Ein Reisewagen auf der Landstraße zwischen Lyon und Paris. Drin ein vornehmer Reisender, ein Kurier vielleicht. Er bebt vor Angst. Die Postkutsche geht ihm viel zu langsam, sein Auftrag eilt. Er blickt ungeduldig durchs Fenster. Draußen weite Heide. Kein Dorf, kein Schornsteinrauch. Doch! Ein Turm! Er hat ein seltsames flaches Dach. Was bedeuten die zwei Stangen darauf? Der Passagier setzt das Fernglas an die Augen . . . und ein Gluch entnimmt dem vornehmen, gepuderten Herrn in der eleganten Reisetraacht. Er zauft und zerrt nervös am Haar, so daß beinahe die kostbare Perücke verrutscht. Die eigenartigen Stangen auf dem Turmdach haben sich bewegt, sie nehmen jetzt eine bestimmte Stellung an. Der optische Telegraph! Warum mußte Ludwig XIV. diese verdammte Erfindung einführen! Sie bringt doch nur Unglück! Sie trägt jetzt die Nachricht vom gesellschaftlichen Fehltritt, der Unterschlagung oder politischen Verführung des Marquis zum König, noch ehe der Herr Marquis selbst trotz der überall neu angeschirrten Kurierpferde bei Hofe ankommt. Diese mit Stangen versehenen Türme, die jede Meile ein paarmal in der Landschaft auftauchen, besiegeln das Schicksal des Marquis. Die Nachricht von seiner Verfehlung wird beim König eher sein als er selbst, und vor ihm ist dann bereits die Ungnade seiner Majestät da, die Abweisung durch höhnische Hoffschranzen, das Ende . . .

Die Nachricht eilt — und tötet!

Heute ist die Fama technisiert, sie ist sichtbar und lautlos. Wir haben Fernsprecher, Telegraph, Überseekabel, mächtige Funktürme. Die Nachricht wird mit Hilfe einer Kraft, deren eingefangener Spannungsstrom in einer Sekunde vierzigtausendmal den Erdball umkreist, weitergeleitet. Wir sehen und hören sie nicht; es sei denn das geheimnisvolle Surren in den Telegraphendrähten, das sich auf der Landstraße oft mit dem Säuseln des Windes in den Pappeln mischt.

Und doch . . . wer in den Tropen gewieilt hat, in jenen fernsten Winkeln, wo nur theoretisch, der Landkarte nach, die Gegend einem europäischen Staat gehört, der hat vielleicht schon einmal die ganze Schaurigkeit des hörbar von Ort zu Ort eilenden Gerüchts mit seinem Ohr vernommen. Die Nachrichtentrommel der Wilden ertönt! Es kann irgendein großer Stammeshäuptling gestorben sein, meist aber bedeutet es Krieg, Feindseligkeiten, Gefahr. Gebt acht! Die Weißen! Lockt sie in die Urwälder! Vernichtet sie! Ihr Fleisch schmeckt gut und gibt Kraft! Die ganze Unheimlichkeit dieses Tonspruchs, des hörbar eilenden Gerüchts, kann nur der ermessen, der einmal von der See, vom sicheren Boot aus diese Kriegstrommel vernommen und ihren dumpfen, aber weithin schallenden Laut aus den Urwäldern dröhnen gehört hat. In einer Gegend, die man vordem fast unbewohnt

Der Mann, der gemächlich in der Postkutsche fährt, muß erkennen, daß ihm der optische Telegraph zuvorgekommen ist



glaubte, pflanzt sich dieser Schall als Warner und Todverkünder durch Dschungel und Dickicht fort. Überall leben Wilde, viel mehr, als man glaubte, überall melden sie sich feindselig. Tam—tam—tam — geht der Gongschlag, den ein sinnreich ausgehöhlter Baumstamm vermittelt. Tod . . . Tod . . . Tod . . . trommelt er, und ohne daß man sonderlich mit Phantasie begabt zu sein braucht, hört der Weiße aus allem heraus Schrecken und Entsetzen, Kannibalismus, Barbarei, Blutdurst . . . Gefahr . . . Gefahr . . .

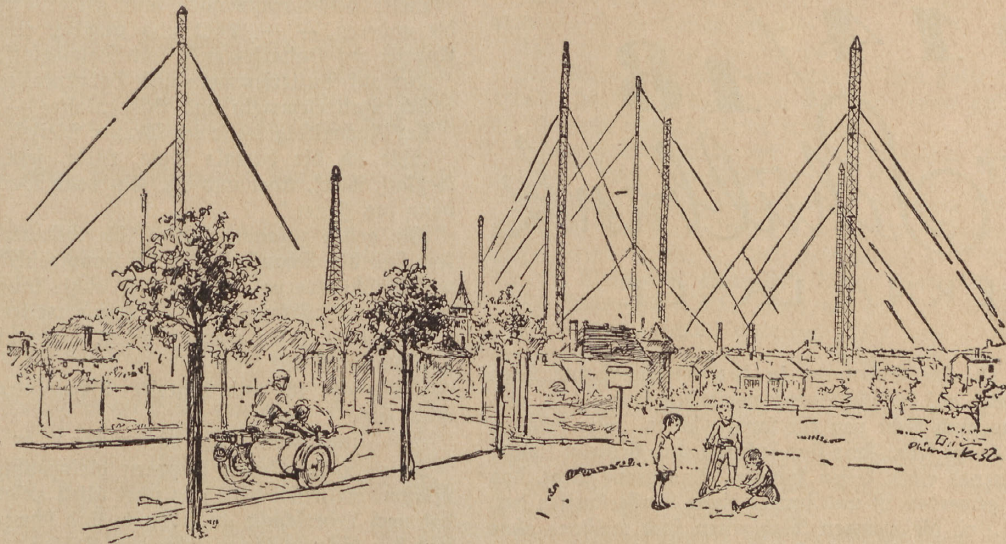
Ein schauriger Nachklang aus primitiven Zeiten.

Trotz allem ist das lautlose Gerücht, wenn es heute durch eine große Stadt, ein Land, einen Erdteil eilt, oft noch gespenstischer. Seine große Dimension, sein riesiger Spannungskreis macht es visionär. Wir hören es zwar nicht wie die Kriegstrommel der Neger. Wir sehen es auch nicht, wie die alten Griechen ihre Fackeltelegraphie, bei der man sich von Berg zu Berg Fackelzeichen nach einem richtigen Alphabet gab, ein grotesker Anblick vieler seltsam im Zickzack sich bewegender, verlöschender und wieder aufflammender Lichtbündel. Aber man fühlt das Gerücht, die gute oder verhängnisvolle Nachricht. Es gibt seelische Spannungen, die noch stärker sind als die des elektrischen Stroms und der Ätherwellen. Irgendeine Nachricht eilt, eilt, eilt. Der, den sie betrifft, sitzt im schnellsten Zug Amerikas, er will von New York zum Pazifik. Fast erregt betrachtet er die vorbeischießenden, sich auf und nieder senkenden Telegraphendrähte. Irgendeine Gedankenverbindung zwischen ihnen und seinem Schicksal steigt ihm auf. Vielleicht wird dort jetzt gerade von einer Polizeistation zur anderen jene Nachricht telegraphiert, die ihn, den Gangster, den Sendling Al Capones, entlarvt, fängt, vernichtet . . . Der gehegte Passagier steigt in Chicago aus und begibt sich ins Flugzeug. Das bringt ihn schneller ans Ziel, und dort fehlt auch der irritierende Anblick dieses höhnisch blinkenden Drahtgewirrs am Fenster. Aber was ist das dort unten? Riesige Funktürme. Antennen. Eine Radiostation. Und der Funker auf dem vordersten Platz in der Kabine hantiert an seinem Klappenschrant, an dem geheimnisvolle Glühzeichen sprühen. Was bedeuten sie? Sind es nur harmlose Wetternachrichten? Oder bedeuten diese kleinen Fackelsignale, diese glühende Rätselschrift des Funks, in ihren Morsezeichen die Nachricht, daß der Gesuchte sich an Bord dieses Flugzeugs befindet, Verhaftung, Ende?

Man kann sagen, je vollkommener die Technik der Nachrichtenübermittlung ist, je schneller die Nachricht heute geht, desto größer ist dabei auch die seelische Spannung. Man fiebert an Lautsprecher nach den Sportnachrichten. „Ob's richtig war, daß ich auf



Das Gerücht geht um. Schreckensbleich bleiben die Menschen auf der Straße stehen, um zu sehen, was es gibt



Die technisierte Fama unserer Zeit:
eine Funkstation

Carnera gesetzt habe?" Ruhe jetzt . . . jetzt werden die mit Gewinn gezogenen Nummern der Klassenlotterie angefragt. Herzklopfen befällt einen, wenn man eine ähnliche Nummer wie die des eigenen Loses hört. Achtung, Achtung, jetzt spricht das Schicksal! Und man horcht auf die Zahl, jede Silbe ist ja Entscheidung, Lebensglück.

Diese innere Vibration, die sich im Nervus sympathicus der Hunderttausende steigert, die auf Funk-, Kabel- oder Depeschennachricht warten, würde, wenn man sie in eine Kraft, ähnlich dem elektrischen Strom, dem Galvanismus oder dem Magnetismus umsetzen könnte, Hochspannungen von unerhörter Dimension erzeugen. Eine gigantische Turbine, eine Kraft, die vielleicht alle Maschinen der Welt treiben könnte!

Und doch ist, ähnlich wie der Gedanke, eins noch schneller als die reguläre Nachricht — das Gerücht! Senes Gerücht, das es immer gab und das unerklärlicherweise oft wichtigen Nachrichten vorausgeht. Das Gerücht, das heimlich schleicht und doch mit geschäftiger Eile überall hinkommt. Wir kannten das am häufigsten im Kriege. Jergendein Gerücht schwirrte . . . und dann war die Nachricht da. Am schnellsten von allen war die unheimliche graue Schwester des Krieges, die Spionage. Die Spione wußten alles am raschesten. Rätselhaft schnell kamen sie hinter jedes Gerücht, oder sie verursachten es selber und verbreiteten es weiter. Gewiß arbeitete die Spionage überall mit raffinierten technischen Hilfsmitteln. Jergendwo im harmlosen Rübenacker lag, unter Kohlkopfstauden verborgen, ein geheimer Unterstand mit einem versteckten Telephon. An einer Windmühle wurden die Flügel auf bestimmte Art gestellt und gaben, wie einst unter dem Sonnenkönig der optische Telegraph, auf weite Sicht geheime Signale ab. Kabel brachten unter scheinbar harmlosem Inhalt verräterische Nachrichten, und die Genietruppen in den Gräben, diese menschlichen Maulwürfe, wußten mit großer Geschicklichkeit die Telephongespräche des Gegners durch Erdleitung abzufangen und brachten so große Offensiven zum Erfolg.

Wie und wo es aber auch sein mag, immer steht neben der regulären Nachricht das Gerücht, ihre Halbschwester, ihr Schatten, ihr verzerrtes Bild, ihre eigene Vision, an der aber, wie an jeder Karikatur, immer etwas Wahres ist. Wie das zugeht? Es gibt wahrscheinlich eine Art von allgemein-seelischer Sympathie, Gedankenübertragung, die schneller funkt als die Ätherwellen. Eine Eigenschaft, die sich im Großen zur Massensuggestion verdichtet und alle Menschen plötzlich, noch ehe die klare Nachricht da ist, mit einer Ahnung erfüllt. Die den Kopf erst vernebelt, die klaren Gedanken vertarnet. Meist ist solch überspringender Funke mehr als ein Gedanke: ein Wunsch, ein Traum, eine Hoffnung, nach der die Masse schon lange gefiebert, oft auch ein Alp, ein Schreck, den sie schon lange gefürchtet hat. Jetzt kommt das Ereignis näher — als Gerücht. Immer wiederholt sich sein Vorausseilen. Einmal war es bei der Erdbebenkatastrophe in Messina, die sich in rätselhafter Art zur selben Stunde, noch ehe ein Telegramm da sein konnte, auf der Piazza in Benedig unter den Kaffeehaus-

gästen herumsprach. Oder dann war es in dem heißbrütenden, schon an sich mit tausend elektrischen Spannungen geladenen Juni 1914. Jergendwo in Tirol. Die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers war eben gekommen. Aber seltsam genug, in einigen Dörfern hatte sie sich schon vorher herumgesprochen. Man spricht plötzlich von der Katastrophe, man ahnt, man vermutet, man weiß nicht wie . . . Sind es Gedankenübertragungen von Menschen, die viele hundert Kilometer weit soeben das Ereignis erlebt haben? Deren Nerven noch in höchster Vibration sind? Die so zur Sendestation werden und von ihren Gehirnen ungeheuer starke Wellen ausstrahlen?

Fragen wir die Völker des Orients. Vielleicht bekommen wir Antwort. Die besitzen ja ihre Kenntnisse von der Erforschung der menschlichen Seele schon seit vielen Jahrtausenden. Es ist ja gleich, woher das menschliche Fluidum kommt; wir wissen, es ist da. Es wird, sei es nun Wunsch, Hoffnung, Schreck, Angst oder Verlangen, jedoch immer stärker sein und immer schneller vorwärtskommen als alle Nachrichtentechnik. Die Seele, der innere Mensch, besiegt die Materie. Das wird zu allen Lebzeiten der Menschheit so sein, ob diese nun in Hochhäusern wohnt oder in Behmhütten haust.

Das Gerücht, und sei die Menschheit noch so aufgeklärt, wird nie sterben.

Das falsche Gerücht an der Börse.
Tumel, Erregung, Krawall und
Geschrei unter den Maklern

10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100
----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----



1914/18

auf der Schulbank

VON ERNA LANGE

Schluß

Es ist, als ob eine Spannung in das Gleichmaß der Tage kommt. Aber wir auf der Schulbank empfinden sie nicht so, und wir wollen uns auch nicht von ihr fangen lassen. Wir möchten lachen und vergnügt sein. Wir sind sechzehn und siebzehn Jahre. Wir haben dauernd einen leisen Hunger. Das graue Brot, das wieder kleiner geworden ist und immer einen Wasserstreifen hat, sättigt wenig. Und die warmen Mahlzeiten sind meistens ohne Fleisch und Fett. Die Mädel, die hier in Pensionaten leben, klagen Stein und Bein. Selbstbereiteter Buttermilchkunsthonig und Magermilchquark ist abwechselnd der Belag ihrer Stullen. Ab und an kommen fettere Pakete von Hause. Dann wird geschlemmt und gegessen — gegessen...

Sie wollen immer sparen und einteilen, wenn nun wieder was kommt. Aber damit wird es doch nie was.

„Unfinn“, sagt Grete, „ist ja Blech! Einmal ordentlich gegessen ist besser als immer gestimpert!“ Und sie ißt, ißt, ißt...

„Ich bin doch froh, daß du das Gold abgeliefert hast. Während der ganzen Tage, da ich es in meiner Verwahrung wußte, habe ich dauernd an dieses Geld denken müssen — und nicht mit Freude“, sagt Mutter. „Schließlich, wenn wir den Krieg verlieren sollten, was der liebe Gott verhüten möge, und eine richtige Hungersnot käme, dann können wir doch nicht allein essen und mit unterschlagenem Golde prohen.“

Ich nicke nur zustimmend. Ich bin nicht zum Sprechen aufgelegt. Meine Gedanken wandern verloren — — — Sind weit entfernt von den blinkenden Zwanzigmarkstücken und kommen wieder zu ihnen zurück...

Vielleicht hätte man doch eins behalten sollen. Bloß so als Andenken für ganz später. Jetzt gibt es nur eiserne Groschen und Papier — — — Ob die Menschen in fünfzig Jahren wohl wieder richtiges Geld haben —? Ob man es noch einmal erlebt, daß alle Geschäfte geöffnet sind, daß man kaufen kann, was und soviel man will — —? Keine Lebensmittelfkarten, keine Marken und Bezugsscheine mehr — — Wie das wohl sein mag — Wie sich die Menschen dann vorkommen würden, so bei geruhssamer Bürgerarbeit und Frieden, Freude und Festen —? Keine langen Reihen von Todesanzeigen in den Zeitungen, keine Vermisstenlisten, keine Gefangenen- und Verwundetentransporte — Schöne Wäsche und Kleider, Schokolade und Schlagfahne — Viel helles Licht am Abend, Musik und Tanz...

Meine Gedanken wandern und träumen — — träumen von Herrlichkeiten, die nur sehr dunkel in meiner Erinnerung an früher... Die Nacht geht drüber hin, und am nächsten Morgen spinne ich diese Phantastereien in der Schule weiter —

Und finde von allen Seiten begeisterten Widerhall.

„Ich würde eine ganze Woche bloß Schlagfahne und Konfekt und Bananen essen“, sagt Rosemarie und leckt sich die Lippen.

„Ruchen, Kinder, Ruchen! Einen hohen Berg Ruchen! Torte, Cremeschnitten, Liebestnochen —“

„Schokoladenspeise — solche richtige Schokoladenspeise aus geriebener Blockschokolade. Kinder, Kinder! Mit echter Eigelb-Vanillesoße, wie deine Mutter sie immer zu deinem Geburtstagen bereitete, Hilde. Also mit einem Gemüselöffel würde ich an die Schüssel gehen!“

Lauter phantastische Wünsche schwirren durch das Klassenzimmer — — —

„Ich möchte einen ganzen Teller voll richtiger Buttersemmeln haben. So recht schön fett bestrichen und ordentlichen Kaffee dazu. Schwarzen, duftenden Bohnenkaffee und Würfelzucker.“ Das sagt Ursula Böhr, die immer und immer nur Kunsthonig- oder Quarkstullen mit zur Schule bekommt. Sie sagt es leise und sehnsüchtig.

Dieser bescheidenste aller laut gewordenen Wünsche übertönt die anderen — — Läßt uns plötzlich einen unwiderstehlichen Appetit auf Buttersemmeln und Bohnenkaffee bekommen.

Nur auf Buttersemmeln und Bohnenkaffee. — — —

„Ach, Buttersemmeln und Bohnenkaffee — — —“

Am Nachmittag treffe ich Werner Meisel.

„Wie ich dir damals sagte, Hilde, jetzt kommen wir dran, Neglass, Merl, Eber und ich. Ein paar Wochen Ausbildung und dann ins Feuer.“

Wir gehen zusammen durch die Münderstraße. Dürftig und leer sind die Schaufenster dieser Hauptgeschäftsgegend. Attrappen von Waschpulverpaketen, die doch nichts taugen, gebrannte Gerste und Zichorienpackungen — — Raum weiter etwas.

„Weißt du, Hilde, worauf es jetzt ankommt? Auf's Treubleiben und Durchhalten!“

„Ja“, sage ich und begreife nicht, warum ich plötzlich so müde bin.

— — Und Werner sagt auch nichts mehr...

Meine Holzsandalen klappern gleichmäßig auf das Straßenpflaster, mein Kleid ist aus zwei alten zusammenge缝t. Werner hat noch Lederschuhe an, aber sie sind schwer von vielen Ristern und den dicken Nägeln unter den Sohlen.

Es ist Freitag. Da dürfen die Drehorgelmänner ihrem Handwerk nachgehen. Die abgeleierte Platten quäken und quieken. Immer sind es Soldatenlieder, die wir schon tausendmal gehört und gesungen. Nur der Alte an der Marktecke, der zitternde Greis mit der dunklen Brille und dem Plakat vor der Brust „Erbinderter Veteran von 1870“, der orgelt gefühlvoll und ein bißchen zu langsam:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,

Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr — —“

O ja, wir kennen dies Lied auch — wir singen es auch. Es macht uns immer schwermütig und sehnsüchtig. So, als ob wir schon alt wären und eine weit zurückliegende Zeit uns verlangend und weich stimmte...

„Na, Wiedersehen, Hilde, ich muß nun hier hinunter. Noch allerhand zu schaffen für morgen. Wenn nächstens müde Soldaten an eurer Schule vorbeikommen, dann guck aus dem Fenster, vielleicht bin ich auch dabei. Also, Wiedersehen, laß dir's gut gehen!“

Er gibt mir die Hand und nickt. Meine Holzsandalen klappern den Weg zurück.

Die Schulräume werden wieder kalt und die Röhren der Zentralheizung mäßig warm. Es gibt unheimlich viel Kopfschmerzen, Halsbeschwerden und Abkälte. Und dann wird bekannt, daß eine Grippeepidemie in Deutschland wütet. Aus unserer Klasse fehlen zwölf Schülerinnen. Einige Volksschulen sind schon geschlossen worden. Sogar die widerstandsfähige Friedel liegt mit kläglichem Gesicht und Halswickeln im Bett. Besuchen dürfen wir sie nicht. Fräulein Hopperberg läßt sich auch beim Professor entschuldigen: sie sei erkrankt. So haben wir wieder eine Freistunde.

Und in dieser Freistunde erfahre ich von Grete unter dem Siegel der Verschwiegenheit etwas schlagrührendes Neues. Nämlich, daß Inge Leukner eine heimliche Liebe hat.

„Merthens ist es, weißt doch noch, der, bei dem wir die ‚Nibelungen‘ lasen. Sie haben sich immer geschrieben, und jetzt ist er als Verwundeter hier im Lazarett.“

So was, aber so was! Die stille, einsame Inge! Ich muß sie immerzu daraufhin angucken und finde dabei, daß sie eigentlich recht elend heute aussieht.

„Was ist denn eigentlich mit mir los? Du siehst mich so viel an, Hilde?“

„Ach, nichts, gar nichts. Ich finde dich bloß etwas blaß —“

„Mir ist auch ein bißchen dumm im Kopf. Übrigens — oh, ich habe ja ganz vergessen, die Vokabeln für Englisch — —“

Aber jetzt ist es zu spät, die Freistunde ist vorbei, jetzt kommt Französisch. Fräulein Blank bringt Muff und Fußtaste, Decke und Kissen mit. Es dauert fast zehn Minuten, ehe sie sich richtig eingemummt hat. Aber dann geht es auch los. Temperamentvoll ist sie noch immer. Ihre Arme hat sie bald wieder frei von jeder hindernden Umhüllung. Mit denen fuchtelt sie in der Luft herum und haut mit den kleinen, energischen Fäusten auf die Pultplatte, daß die Hefte und Zettel nur so in die Höhe fliegen.

„Na, wenn Sie bis jetzt das passé indefini von vouloir noch nicht im Schlafe können, dann lassen Sie sich nur begraben!“

„Als Kaiser Heinrich durch Spanien zog und auf dem Wege unerwartet seinen Widersacher —“

„Aufhören, aufhören! Ist das eine Übersetzerlei! Alle zwanzig Minuten ein halbes Wort, und in zehn Minuten ist unsere Stunde vorbei! — Sie hätten in die Hilfschule gehen müssen, vielleicht wären Sie da mit Gottes Beistand weiter gekommen. Also nun aber flott!“

„Un—er—war—tet seinen Widersacher traf, kam es zum Zweikampf.“

„Hallelujah! Na, sehen Sie, Sie haben es doch geschafft. Nehmen Sie nur recht bequem nach dieser Leistung Platz. So, sie sitzt, fein! — Weiter — Ingeborg Leutner!“

Aber Inge war gerade beim Vokabelnausziehen für Englisch, sucht nun verzweifelt nach der Zeile.

„Aach! Sie haben nicht einmal die Güte gehabt mitzulesen — so, so! Sehr interessant, das festzustellen. hm, ach so, nun hat Ihnen Ihre Nachbarin die Stelle gezeigt — Danke, einen Augenblick noch! Das Heft da, das da eben bei Ihnen heruntergefallen ist — wollen Sie es mir einmal zeigen! Nein! Nicht vertauschen, bitte! Das da, jawohl. Versuchen Sie doch nicht wieder eine Mogelei — Also bitte! —“

Inge wirft uns einen verzweifeltsten Blick zu, als sie das Vokabelheft nach vorn bringt. So, als ob sie sich lieber aufhängen, totschießen oder ertränken möchte, als dieses kleine blaue Heftchen in die bereitgehaltenen Hände legen.

„Sieh mal einer an! Englisch! Ein bißchen flüchtig die Vokabeln geschrieben. — Mitten im Wort abgebrochen. Mit Schultinte, noch zum Verwischen frisch. Ich werde es einstweilen an mich nehmen. Bei wem haben Sie Englisch? Schön, also teilen Sie es bitte Fräulein Mais zu Anfang der Stunde mit und melden Sie auch den Grund. — Nun wollen wir weiter übersehen!“

Aber da schrillt die Klingel.

„Prosit Neujahr!“ Inge nickt hinter der Entschwindenden, der Lieselotte Lehmann Muff, Decke, Kissen und Fußtasche nachträgt. „Wenn mir bloß nicht so schlecht wäre, so ganz entsetzlich schlecht. Paßt auf, ich kriege sie auch noch, die Grippe.“ Und sie faßt an den Hals, in dem es beim Schlucken schmerzt, sie streicht über die Stirn, hinter der es böse klopft und reißt.

Grete spöttelt: „Wohl jetzt, weil du dich melden sollst —?“ Die Bemerkung war unbedacht, und die leicht verletzbare Inge faßt sie als Kränkung auf.

Sie hat die Lippen zusammengepreßt und hält sich mit den Händen an der Banklehne, als sie sich bei Fräulein Mais meldet. Aber gleich wird sie unterbrochen —

„Ist Ihnen nicht gut, Kind? — Sie sehen ja so blaß aus!“

Aber Inge schüttelt den Kopf und steht sehr gerade. Sie hat jetzt die Hände auf dem Rücken geballt und sagt: „Mir ist gar nichts.“ Aber man sieht fast das frierende Zittern durch ihren Körper jagen. Und ihre Stimme ist plötzlich rau und fremd. Wir sind sehr erschrocken. So jäh ist der Krankheitsausbruch gekommen. Denn natürlich ist sie krank und muß nach Hause gehen.

„Nein“, sagt sie, „nein! Ich soll mich melden, ich habe heimlich in Fräulein Blanks Stunde Vokabeln ausgezogen —“ In ihren Augen brennt das Fieber.

„Inge, geh doch nach Hause!“ Grete, die vorhin gespottet, bettelt jetzt. „Du mußt dich sofort ins Bett legen.“

Fräulein Mais kommt vom Pult herunter, hilft der Widerstrebenden in den Mantel.

„Aber selbstverständlich, liebes Kind. Wollen Sie sie begleiten, ihre Bücher nach Hause tragen?“ wendet sie sich an mich. Natürlich bin ich gern bereit, aber Grete drängt mich zurück — „Bitte, laß mich! Darf ich nicht — ich möchte — Komm, Inge, komm! Es ist ja nur ein kleiner Weg.“

Inge Leutner ist die dreizehnte der Klasse, die an der Grippe erkrankt ist. Täglich erwarten wir, daß die Schule geschlossen wird.

„Lungenentzündung!“ sagt Grete eines Morgens mit blassem Gesicht. Also Inge hat zu ihrer schweren Grippe noch Lungenentzündung bekommen.

Wir wissen, es steht schlecht, es steht sehr schlecht. Es ist kaum noch Hoffnung. Wir klingen immer an der Tür, uns zu erkundigen. Ach, ihre arme Mutter! Sie hat so verweinte, hoffnungslose Augen in dem versorgten Gesicht. Wir möchten so gern hinein, noch einmal die Hand der Schulkameradin drücken — Aber wir dürfen nicht.

„Und sie würde Sie doch nicht mehr erkennen. Ganz blau und verzogen ist ihr Gesicht schon —“

Und dann ist Inge Leutner tot.

Ihr Atlas liegt noch im Schrank, ihre Hefte und die Handarbeit. In den Notizbüchern wird ihr Name gestrichen und bei der Andacht trauernd ihrer erwähnt.

Ingeborg Leutner ist tot. Liegt in einem schmalen braunen Sarge — Decke und Kissen sind aus Papier —

„Ich kann nicht das letzte Leinen aus dem Schranke nehmen. Ich habe noch drei Kinder“, weint ihre Mutter. „Ach, Inge, Inge, meine Älteste. — Und mein Mann in Gefangenschaft und die drei Kleinen — Alles Leid kommt über mich — — —“

Wir stehen bleich und müde um die stille Schläferin. Gleich soll der Sarg geschlossen werden. Wir suchen noch einmal nach vertrauten Gesichtszügen — und finden keine. Das soll Ingeborg Leutner sein —?

Unbegreiflich ist der Tod. Ihre kleinen Geschwister stehen mit weißen, mageren Gesichtern vor uns. Grete weint in der Ecke. Dann müssen wir aus dem Zimmer. Dabei erblicke ich Werthens. Er geht mit starrem Gesicht und hängenden Schultern. Also hat er sie auch noch einmal gesehen.

Jetzt wird gehämmert. Wie die Schläge durch das Haus hallen! Dann spricht der Pastor. Und dann wird der Sarg aufgehoben —

Wir gehen in dem Trauerzuge. Fräulein Mais, Fräulein Blank, Fräulein Hopperberg, das junge Fräulein von Horn, Herr Dr. Hensberg, Herr Hauer, Herr Hadenbeck, der Professor mit seinen altmodischen Schnurrbartspitzen — — — so viele, so viele folgen . . .

Und dort, ganz an der linken Seite, geht auch Werthens. Ich muß ihn immer ansehen. Ob er sie wohl geliebt hat? Vielleicht hätten sie sich einmal geheiratet!

Gräber, so viele Gräber! Dort in der dritten Reihe liegt Vater — hier schläft Inge. Einmal ruht man auch. Genau so still und kalt und ewig.

„Komm, Hilde, komm! Die anderen sind schon alle fort“, mahnt Friedel. Dann nickt sie abschiednehmend noch einmal über die Astenkränze!

Wir gehen zurück. „Du mußt dich nicht immer umsehen. Ja, ja, ich weiß, dein Vater liegt auch hier, du hast ihn sehr geliebt, ja, ja — aber — — wir leben, Hilde, wir leben!“

Wir wandern über den Feldberg in die Volksberganlagen, an dem Waldensrestaurant vorbei auf die Dünenpromenade. Die Luft ist voll Nebel und Schwere. Wasser und Himmel verschwimmen in naher Ferne.

„Dem Lebenden gehört das Leben. Es wird gewiß nicht rostig für uns sein. Fräulein Blank hat ganz recht: Wir werden arbeiten müssen, daß uns die Köpfe rauchen. Denn wir müssen alle selbst was werden. Die paar Männer, die einmal zurückkommen, auf die wollen wir uns keine Hoffnungen machen. Und die jungen, die in unserem Alter, nun, denen werden wir zu betagt sein, wenn sie in die Heiratsjahre kommen. Und — last not least — jedermanns Geschmack und Sehnsucht sind sie auch nicht. Darum machen wir uns ruhig und ohne Sentimentalität mit dem Gedanken vertraut, allein unser Leben zu durchwandern. Und schön und reich wollen wir es gestalten. Aufblicken soll man einmal zu uns ledigen Frauen! — Hilde, wir haben eben Inge begraben — eigentlich müßte man sitzen und weinen — — Aber ich kann nicht anders, gerade jetzt muß ich es laut heraus sagen —: Ich freue mich aufs Leben!“

Die Revolution ist da.

Alle Leute sagen wieder, sie haben es ja kommen sehen, so hätte es gar nicht weitergehen können — — Sie stehen mit weißen und entsetzten Gesichtern an den Ecken und vor den Druckereien. Eine Schreckensnachricht jagt die andere.

Hals über Kopf kommen die Truppen von den Grenzen. Sie wissen noch gar nicht recht, was eigentlich geschehen ist. Sie haben in ihren Gräben und Unterständen gelegen, geschossen und sich erschießen lassen. Sie müssen plötzlich zurück und finden im Vaterland, daß der Bruder den Bruder erschlägt.

„Ihr in der Heimat habt nicht ausgehalten, ihr habt den Verrat begangen — — Uns gebt keine Schuld, wir haben getan, was wir konnten, was von uns verlangt wurde — — Aber nun ist alles umsonst gewesen, weil ihr — — weil ihr — — —“

Wir sind sechzehn und siebzehn Jahre, wir möchten gerne

Lachen, ein bißchen Freude haben — — Aber es ist alles schwer und dunkel um uns — — es gibt nichts zum Freuen und nichts zum Lachen.

Schreckensdepeschen über den Terror in Berlin häufen sich.

Arbeiterräte bilden sich überall. Männer der Straße, die an den Ecken lungerten, sind zu tonangebenden Persönlichkeiten geworden. Dem Bruder einer Mitschülerin, einem jungen Leutnant, reißt man in der Münderstraße Achselstücke und Mütze herunter. Da er sich wehren will, sind fünfzig drohende Fäuste gegen ihn. Die Ehrenzeichen liegen im Rinnsteinschmutz — — zerfunden, mit wankenden Knien und zuckenden Lippen geht er weiter.

„Ja“, sagt Frau Maritz, unsere Waschfrau, „so kann sich dat im Leben ändern. Nu müssen unsere Männer noch für Ordnung sorgen — sonst ging bestimmt alles drunter und drüber. Und in vierzehn Tagen würde kein Mensch nich mehr leben, sagt mein Mann. Aber er meint, sie würden es schon schaffen. Er ist vom Morgen bis zum Abend auf dem Rathaus. Ich habe schon gesagt, er verdient sich hier ein besonderes Eisernes Kreuz —“

Sie hat ihren Sonntagshut auf und nickt sehr vornehm beim Abschiedsgruß.

„Ich wollte eigentlich an unsere Wäsche erinnern, aber ich habe mich einfach nicht getraut“, sagt Mutter. Und das war gut. Denn Frau Geheimrat Pesten, die es tut, erlebt eine Abfuhr, die sie, wie sie behauptet, in alle Ewigkeit nicht vergessen wird — —

„Ich bei Ihnen noch waschen? Ach nee — Dat schickt sich nich mehr. Mein Mann hat neulich schon gesagt, damit ist's nu aus. Er ist jetzt ein Herr Rat. Und eine Frau Rätin kann doch der anderen nich die Hemden auswaschen, nich? Ich bin ja nu bald mehr als Sie. Mein Mann wird vielleicht noch Bürgermeister!“

*

Mutter hat einen Brief in der Hand, will ihn verstecken, als ich ins Zimmer trete.

„Was ist denn? Du siehst ja so verstört aus?“

„Erschrick nicht, Hilbechen! Heinz ist noch in den letzten Tagen gefallen — —“

Meine Hände greifen nach dem Schreiben, meine Beine gehen mit mir aus der Stube — —

Mit sonderbar empfindungslosem Gefühl stehe ich nebenan und starre über den Briefbogen auf den alten Kirschbaum, der wie flehend seine blätterlosen Äste in die Höhe und Breite streckt — — Einmal ist Heinz hier heruntergefaust, landete in dem rotbeerigen Johannisbeerstrauch — —

Heinz, Heinz —! Meine Blicke klammern sich an den Kirschbaum, den lieben, alten Kirschbaum, auf den Heinz so oft geklettert.

Alles vorbei. Nie wieder, Heinz, nie wieder.

Ein jäher Schmerz überfällt mich. Heinz ist tot, Heinz ist tot — — Irgendwo draußen in einem großen Grab liegt er. — Er kann nicht Medizin studieren, er kann nicht herüberkommen, mich wiederzusehen — — —

Meine Hände umkrallen den Fensterknäuf, meine Stirn preßt sich gegen das kühle Glas — Heinz ist tot — — —

*

Die Zeitungen schreiben, wir hätten vier dunkle, traurige Weihnachtsfeste hinter uns, aber jetzt käme ein schwarzes — — — Was sei alle Feindesnot gegen den Bürgerkrieg im eigenen Lande! Es gäbe keine Deutschen mehr, es gäbe nur noch Parteien . . .

An unserer Schule zieht eine Menschenrotte vorüber, Männer, Frauen, Kinder, und singen Revolutionslieder,

Wir schließen die Fenster sehr dicht und möchten unsere Ohren verstopfen. Herr Hackenbeck, der alte, liebe Gesanglehrer, legt seine fröhliche Geige mit harter Hand auf das Pult, setzt sich auf den Stuhl, wühlt in seinem spärlichen Haar —

„Was soll man denn jetzt die Jugend singen lassen! Deutsche Volkslieder, Vaterlandslieder? Hohn sind sie! Hohn!“ —

Weint er hinter den vorgehaltenen Händen? Weint er? —

„Oh, Kinder“, sagt Fräulein Hopperberg in der Religionsstunde, „es ist ja furchtbar, furchtbar, furchtbar! — — Im Schloß, in unserem wundervollen Kaisererschloß, haben sie sich geschlagen, totgestochen — — — Und in dem Weißen Saal mit Handgranaten geworfen!“

Wir sind sehr still. Ihr Gebaren ist immer etwas theatralisch, es reizt zum Lachen. Aber diesmal finden wir es nicht. Wir sind ja keine Kinder mehr, ach, wir sind lange keine Kinder mehr . . .

*

Weihnachten —

Wir wollten eigentlich nicht — — aber nun haben wir uns doch einen kleinen Baum gemacht.

Mutter sagt, meinestwegen sollten ein paar freundliche Lichter brennen, was hätte ich von den schönsten Mädchenjahren — — —

Aber ich denke, nein, deinestwegen, Mutterle, soll das Lametta flimmern. Wie sind deine Wünsche und Träume doch alle zerfellt . . .

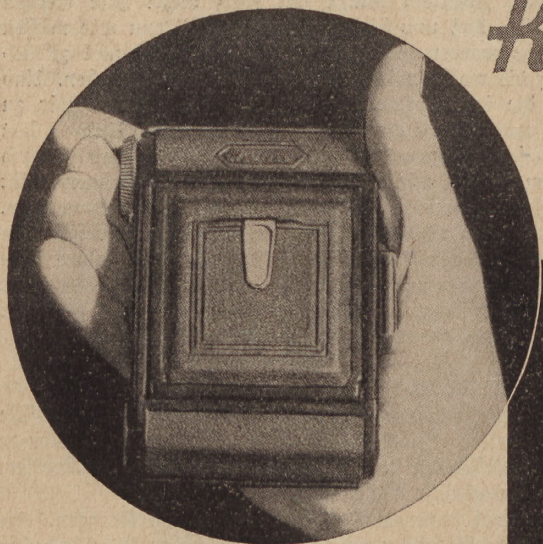
Ich? — Ach, Mutter, ich werde die Hände zu Fäusten machen — — und durchkommen.

Und mit großen, starken Buchstaben schreibe ich diesen Ausspruch Dehmels auf die Innenseite meines Tagebucheinbandes —:

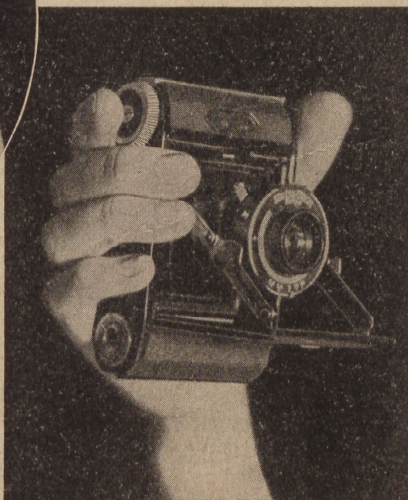
„Ich kenn' ein Wort,
Das setzt mich über alles fort,
Über Raum und Zeit
Und Traurigkeit:
Ich und die Zukunft!“

Kleine Photos — große Bilder

Von Heinrich Kluth



Die Kleinkamera hat bequem Platz in einer Hand, ein Knopfdruck — und die Kamera ist aufnahmebereit



Die Entwicklung der Liebhaberphotographie hat in den letzten Jahren durch die Einführung der sogenannten Kleinformaten einen geradezu ungeahnten Aufschwung genommen. Das beweisen nicht nur die zahlreichen Anhänger des Photosports, denen man jetzt auf Schritt und Tritt begegnet, sondern auch die vorliegenden Statistiken geben darüber genaue und überraschende Auskunft. So ist von einer Firma, die Negativmaterial herstellt, festgestellt worden, daß mit der Einführung des Kleinformates der Filmumsatz sofort auf das Fünffache anstieg! Während im vergangenen Jahre „nur“ 23 Typen verschiedener Kleinkameras auf dem deutschen Photomarkt angeboten wurden, ist diese Zahl inzwischen auf mehr als 40 an-

gewachsen! Das sind Tatsachen, die überzeugen und zum Nachdenken anregen!

Selbstverständlich hat es auch schon früher Kleinkameras gegeben, die sich jedoch nicht durchsetzen konnten, weil — wie man so schön zu sagen pflegt — die Zeit dafür noch nicht reif war. Damals kannte man noch kein Negativmaterial, das empfindlich genug war, um auch bei kleiner Blende Momentaufnahmen zu gestatten. Es fehlte an einwandfreien Vergrößerungsgeräten, weil man das Kleinphoto als Spielerei betrachtete und nicht den Mut aufbrachte, die für die Entwicklung leistungsfähiger Geräte notwendigen Kapitalien aufzuwenden. Denn — das wird jeder einsehen — bei kleinen Aufnahmen, die vergrößerungsfähig sein sollen, ist weit bessere Präzisionsarbeit Voraussetzung als bei den sonst üblichen Normalformaten, weil das Kleinphoto unbedingt scharf ausfallen muß, wenn es überhaupt ernst genommen werden soll.

Als die Industrie anfang, sich mit dem Problem des Kleinphotos zu beschäftigen, erkannte man sofort die ungeheure Bedeutung dieser Bewegung. Es zeigte sich, daß durch die Verkürzung der Objektbrennweite von 10,5 oder 13,5 auf 5 Zentimeter eine wesentliche Verbesserung der Tiefenschärfe erreicht werden konnte. Mußte man früher die Entfernung des aufzunehmenden Gegenstandes genau bei der Einstellung des Bildes berücksichtigen, um das Objekt scharf abzubilden, so zeigte sich jetzt, daß bei der Kleinkamera die Negative infolge der kurzen Brennweite der Optik auch bei nicht genauer Einstellung scharf ausfielen. Ein Vorzug, der besonders den nervös veranlagten Amateur — und wer wäre das heute nicht — begeisterte, weil unscharfe Aufnahmen plötzlich fast unmöglich wurden. Hinzu kam natürlich der mit dem Kleinformat nicht unbeträchtlich verminderte Kostenaufwand und die Möglichkeit ständiger „Schußbereitschaft“. Der Besitzer einer Kleinkamera braucht sich nicht mehr darüber zu ärgern, bei einem besonders hübschen Motiv seinen Apparat nicht bei sich zu haben, weil dieser unschwer in der Hosens- oder Westentasche oder bei der Dame im Handtäschchen Platz hat. Die Billigkeit des Aufnahmematerials gestattet außerdem die Herstellung skizzenhafter Photos, die in schneller Folge nacheinander aufgenommen werden können und aus denen man sich später die nettesten Bilder für die Vergrößerung auswählt. Obwohl die üblichsten Kleinformate, 24 mal 36, 30 mal 40 oder 45 mal 60 Millimeter, als Erinnerungsaufnahmen für den eigenen Gebrauch zwar manchmal vielleicht ausreichen, wird man, sobald man die Photos auch Bekannten oder Verwandten zugänglich machen



will, doch zur Vergrößerung greifen müssen.

Wenn vom Vergrößern gesprochen wird, pflegen Photoamateure älteren Semesters in der Regel einen Heidenerschreck zu bekommen, weil sie damit nicht nur den Begriff der Umständlichkeit, sondern auch den angeblich unerschwinglicher Kosten verknüpfen. Aber das ist ja gerade ein Vorzug der Entwicklung des Kleinformats, daß zugleich Vergrößerungsgeräte entstanden, die nicht schwieriger als ein Kopierrahmen zu handhaben sind und weniger kosten als der Preisunterschied zwischen hundert Photos 9 mal 12 und hundert Photos 3 mal 4 einschließlich der Vergrößerung auf 9 mal 12! Wenn man nicht mit dem auf ein bestimmtes Vergrößerungsformat eingestellten sogenannten „Großkopie-



Kleinphotos in Originalgröße mit entsprechenden Vergrößerungen, die Ränder sind etwas beschnitten.



Das mikroskopische Bild des entwickelten Silberkorns bei verschiedenem Negativmaterial und verschiedenen Entwicklern

rer“ arbeiten will, sondern gern auch stärkere Vergrößerungen machen möchte, dann wird allerdings die Anschaffung etwas teurer, bietet dafür aber Möglichkeiten, Aufnahmen herzustellen, die ohne weiteres mit Bildern wetteifern können, die mit einem größeren Format hergestellt wurden. In diesem Falle empfiehlt sich allerdings der Besitz eines besonderen Scharfeinstellungsgerätes, da die Scharfeinstellung von Vergrößerungen ohne Hilfsmittel immer mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Das Scharfeinstellgerät ist eine Art Mikroskop, mit dessen Hilfe das Korn des Negativs zur Einstellung benutzt wird.

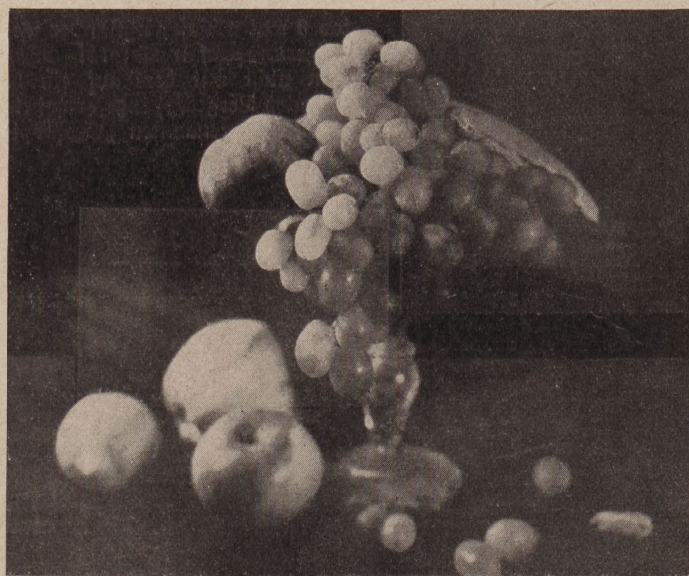
Das Negativkorn ist für die Kleinphotographie ein besonders wichtiges Kapitel. Es wird bekanntlich durch die kleinen schwarzen Silberteilchen gebildet, aus denen sich das Negativ nach der Entwicklung zusammensetzt. Starkes Korn kann unter Umständen eine Aufnahme für Vergrößerungszwecke unbrauchbar machen, weil es nach der Vergrößerung auf dem Bild so sehr hervortritt, daß dadurch der Gesamteindruck erheblich gestört wird. Aus diesem Grunde sind für die Kleinphotographie Negativemulsionen hergestellt worden, die bei geeigneter Entwicklung ein so geringes Korn aufweisen, daß selbst bei stärksten Vergrößerungen das

Korn auf dem Positiv unsichtbar bleibt. Dafür müssen Spezialentwickler benutzt werden, damit der Kornentstehung beim Hervorrufen des Bildes entgegengearbeitet wird. Damit sich der Leser von der Wichtigkeit des Kornproblems bei der Kleinphotographie unterrichten kann, haben wir diesem Aufsatz ein Mikrobild beigelegt, das das Korn bei verschiedenem Negativmaterial und verschiedenen Entwicklungsverfahren deutlich erkennen läßt.

Kleinkameras werden heute in so unterschiedlichen Typen hergestellt, daß es schwierig ist, eine bestimmte Norm für die Preisgestaltung zu nennen. Es gibt schon durchaus brauchbare Geräte für wenige Mark und Modelle, die wirklich „mit allen Schikanen“ ausgerüstet sind und dafür einige 100 RM Anlagekapital erfordern. Es ist klar, daß unter diesen Umständen auch die Leistungsfähigkeit der Kameras Unterschiede aufweist, die der Photoliebhaber genau gegeneinander abwägen muß, bevor er sich zur Anschaffung eines bestimmten Modelles entschließt. Allgemein

kann gesagt werden, daß die billigen Modelle einfacher zu bedienen sind als die teuren, von denen man dafür auch noch bei ungünstigsten Lichtverhältnissen brauchbare Ergebnisse erwarten kann.

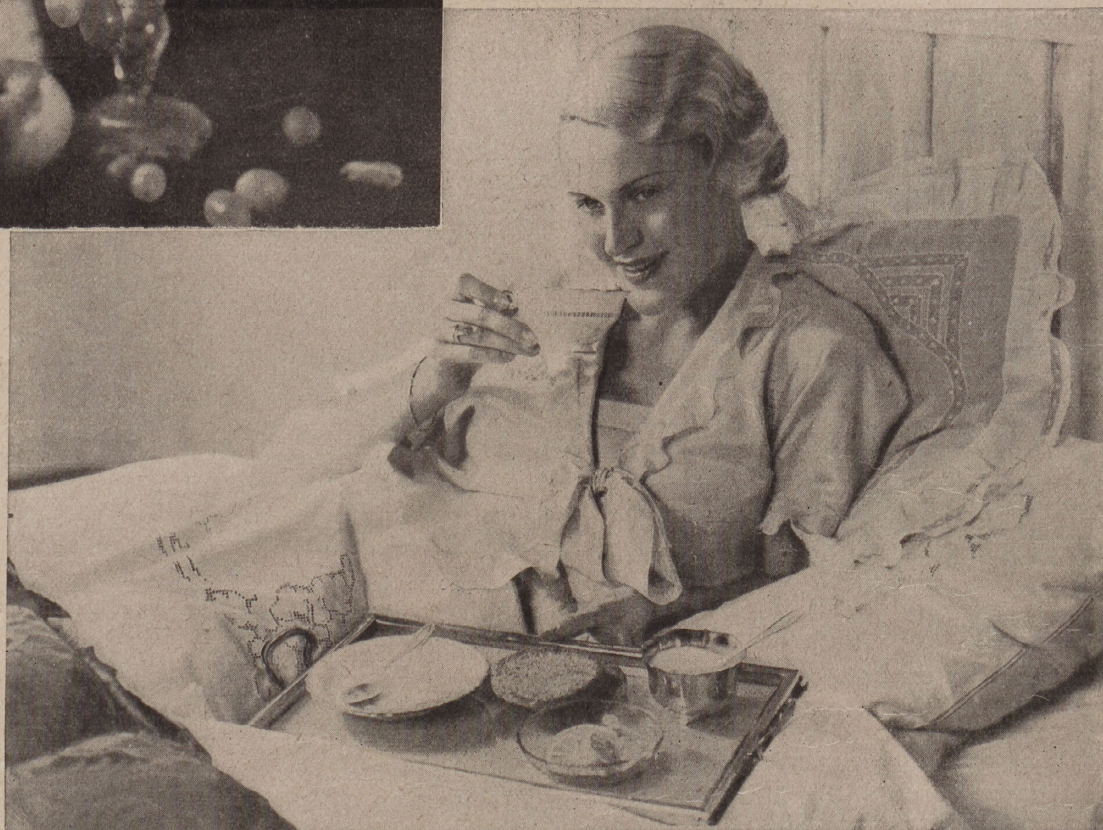
Wer die Fortschritte der Phototechnik für sich auswerten will, der kann heute unmöglich noch an dem Kleinformat vorübergehen. Seine Vorteile sind so überragend, daß auch der Fachphotograph sie anerkennt, indem er bei wertvollen Aufnahmen mit der Kleinkamera Studiert, um die dabei festgestellten Ergebnisse für die endgültige Aufnahme auf Großformat auszuwerten. Trotzdem darf man aber von der Kleinphotographie nicht alles verlangen. Das Schlagwort „Kleine Photos — große Bilder“ trifft nur bedingt zu, hat nur dann Gültigkeit, wenn es sich um Erinnerungsaufnahmen handelt, die billig und doch gut sein sollen. Für künstlerische Photos, für gewerbliche Aufnahmen oder gelegentliche Einzelbilder werden die üblichen Normalformate nach wie vor ihr Dasein behaupten.



Aufnahme: Dr. Paul Wolff

Nach der belebenden Tasse Tee oder Kaffee sind Früchte ein köstlicher morgendlicher Auftakt

Aufnahme:
Cläre Sonderhoff



Das bekömmliche Frühstück

Von Dr. Anton Mayer

Die Pflege eines Frühstücks, das allen kulinarischen, sanitären und wirtschaftlichen Forderungen gerecht wird, ist einer der Vorteile angelsächsischer Kultur: Diese steht in allen die erste Mahlzeit des Tages betreffenden Fragen den Gepflogenheiten der romanischen Länder feindlich gegenüber, während die Germanen sich etwa auf einer mittleren Linie zwischen den beiden Extremen bewegen. Nichts ist, nach meiner Ansicht und Erfahrung, erfreulicher als ein „Breakfast“ in einem englischen oder amerikanischen Haus, nichts dagegen peinlicher als die Zusammensetzung von Unmöglichkeiten, die dem morgendlichen Appetit in einem italienischen, spanischen oder französischen Café zugemutet wird. In Deutschland spielen sich die Früh-

stücke auf verschiedene Weise ab — angenehmen Erlebnissen stehen recht düstere gegenüber, besonders, wenn wir die Frage des Kaffees oder des Tees betrachten, unter welchem Namen sich oft die sonderbarsten Getränke verstecken. (Häufig wird jenes klassische Wort aus dem Unterstand wahr: Zwei Geldgraue streiten sich, ob die verabsorgte Ration Tee oder Kaffee sein solle, als die Küchenordonnanz in den Unterstand ruft: „Sat hier schon jeder sein' Kaffau?“)

Betrachten wir zunächst die äußere Form eines, wie ich glaube, vollkommenen Frühstücks, so finden wir eine Vierteilung, die mir rhythmisch gegliedert zu sein scheint. Wenn wir einmal für den Augenblick musikalisch denken wollen, können wir den

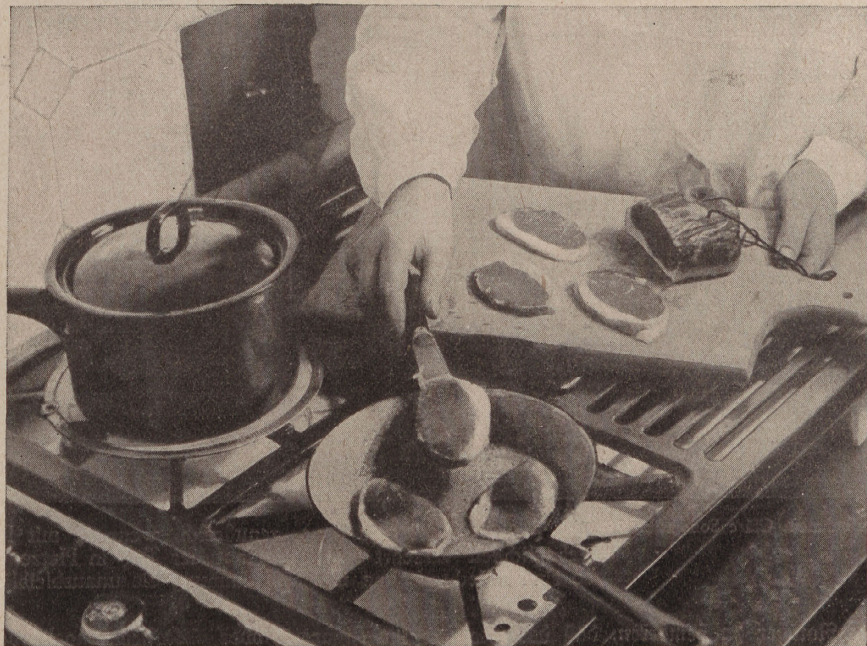
ersten, leichten Allegrofaß der Morgensinfonie in der Tasse Tee (oder Kaffee, nach meiner Meinung aber besser Tee) erblicken, die dem Erwachenden ans Bett gebracht wird: als Begleitung des Themas ein paar Zwiebäcke oder Cakes. Es ist notwendig, sich zu der Annehmlichkeit des heißen und belebenden Getränkes jenen so sehr angenehmen englischen Wetteroptimismus vorzustellen, den der dienstbare Geist, der die Fensterläden öffnet, unweigerlich zur Schau trägt, wenn er, solange es nicht Bindfaden regnet, den Morgen als „schön“ (nice) bezeichnet und nur, wenn es hoffnungslos gießt, meint, es sei „ziemlich feucht“ (rather wet) — das Schlimmste, was er zu sagen weiß. Es wäre gut, wenn diese Art des Gewecktwerdens bei uns Eingang fände, denn in der Tat: Der Tag sieht freundlicher aus, wenn uns ein gutes, erfrischendes Getränk und eine freundliche Bemerkung als erste begrüßen. Die seelische und körperliche Harmonie ist hergestellt, wie wir sie auch nach dem Anhören eines fein abgewogenen Musikstückes empfinden, das, wie der Eingangsfaß einer Sinfonie, in uns die Erwartung auf das Kommende erregt: So freuen wir uns, nach Beendigung des Ankleidens, auf den zweiten Saß, der nun ganz und gar lyrischen Charakter trägt, wie ihn das Andante eines sinfonischen Werkes nicht selten aufzuweisen hat.

Denn der zweite Gang, der uns nunmehr am sorgfältig gedeckten Tisch erwartet, besteht aus frischen Früchten, die, gut gekühlt, im Sommer womöglich mit kleingeschlagenem Eis, aber jedenfalls mit kaltem Wasser frisch gewaschen, gereicht werden. Der Sommer und der Herbst spenden reichste Füll aller Arten; Winter und Frühjahr bieten zum mindesten Apfel und Apfelsinen, denen der vom Schicksal mit größeren Gütern Gesegnete ohne Schwierigkeit noch anderes Obst — Weintrauben und Pampelmusen — hinzufügen kann. Dies lyrische Intermezzo hat neben seiner Poesie, die mit dem Anblick und dem Geschmack der Früchte innig verbunden ist, nun auch die sehr praktische und etwas prosaisch-hygienische Seite der guten Verdauung; ihre Wichtigkeit ist groß und trägt zum Wohlbefinden ein Bedeutendes bei.

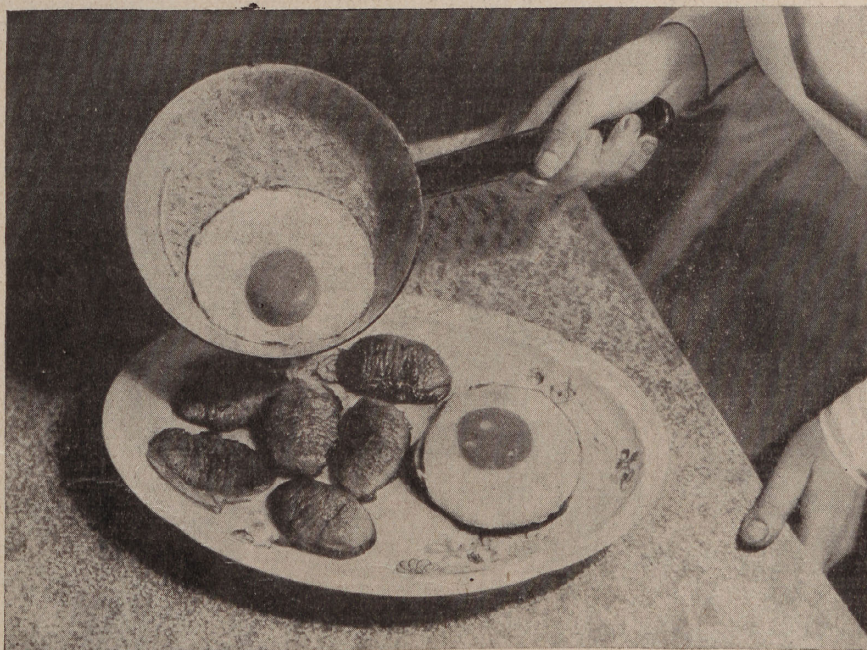
Nun folgt, weniger im Beethovenischen Sinne als Scherzo, aber als behagliches Menuett im Haydn-Stil, ein Gericht aus Zerealien: am beliebtesten ist wohl Porridge, Haferflocken, aber auch Haferwergen, Maisgrüße und ähnliche Präparate sind sehr zu empfehlen. Sie bilden nach dem leichten Zwischenspiel der Früchte eine dem Magen sehr zuträglich feste Unterlage und sind durch Zusätze von Kompott recht abwechslungsreich zu gestalten — nur ist Voraussetzung, daß diese Gerichte sehr sorgfältig zubereitet werden und nicht als dicker Pamps, sondern in lockerer Gemütlichkeit auf dem Tisch erscheinen.

Nun endlich kommen wir zum Finale des ganzen Werkes, dessen einzelne Themen scharf gegeneinander abgesetzt, aber durch den Orgelpunkt des Getränkes, mag es nun Tee oder Kaffee heißen, miteinander verbunden sind. Eierspeisen aller Art, geräucherter Fische — der „kipperd herring“, auch in vielen Geschäften bei uns für zwanzig Pfennig zu haben, ein geräucherter, in der Pfanne gebratener Hering, auch ein kleines Filet, Nieren, Würstchen, nach holländischem Muster Käse aller Art, kalter Aufschnitt, Marmeladen, Jam, Gelees und Honig, vielerlei Arten von Weiß- und Roggenbrot bringen eine schier unererschöpfliche Abwechslung in die vielgestaltige

Musik dieses letzten Frühstückssages. Ich möchte darauf hinweisen, daß die sehr beliebten Eier mit Speck (oder Schinken) bei uns fast stets falsch zubereitet werden, da gewöhnlich der Speck in die Pfanne gelegt und die Eier sogleich darüber geschlagen werden, was zur Folge hat, daß sowohl die Eier nicht gar, wie auch der Speck nur auf einer Seite gebraten ist,



Der Frühstücksspeck wird erst allein im eigenen Fett schön knusprig gebraten —



dann werden die Eier ebenfalls für sich allein gebraten und mit dem Speck zusammen angerichtet

wozu noch kommt, daß gewöhnlich zu fetter Speck in zu dicken Scheiben verwandt wird. Es ist nötig, den ganz dünn geschnittenen mageren Schinkenspeck allein in der Pfanne auf beiden Seiten ganz troß zu braten (das Randfett muß gebräunt sein); dann werden die Stücke aus der Pfanne genommen und die Eier in das ausgelassene Fett geschlagen. Nach guter Durchbratung (kein flüssiges Weißes auf einem Spiegelei!) werden Eier und Speck auf einem Teller serviert. So erscheint die Kombination stets sauber, appetitlich und leicht verdaulich.

Nun die große Frage: Tee oder Kaffee? Sie ist nur nach dem persönlichen Geschmack zu beantworten — höchstens wäre



Aufnahmen: Cläre Sonderhoff

Ein Frühstück ist erst dann genussreich, wenn es mit Ruhe und Behaglichkeit verzehrt wird. Beginnt der Tag in Hetze und Eile, so sind schlechte Laune und Mißstimmung die unausbleibliche Folge

für Raucher zu bemerken, daß der Tee nur die Zigarette oder die englische Pfeife verträgt, der Kaffee dagegen die Zigarre oder die Knasterpfeife fordert. Schokolade oder Kakao werden wohl von gefunden Erwachsenen im allgemeinen weniger bevorzugt werden und bleiben Kindern und Kräftigungsbedürftigen vorbehalten. Die Hauptsache ist, daß die Getränke gut zubereitet werden — Köchinnen pflegen gegen Tee eine ihrer rätselhaften Antipathien zu empfinden und ihn schlecht zu behandeln. Die nach meiner Erfahrung beste Art der Zubereitung ist folgende: Die Kanne wird mit heißem Wasser gründlich erwärmt, geleert und knochentrocken ausgetrieben. Ein gehäufte Teelöffel voll der getrockneten Blätter dient als Grund:

Kaffee eingeschoben, so kann die Abendmahlzeit ebenfalls vollkommen leicht gehalten werden, so daß wir uns den Magen für die Nacht nicht überladen. Es ist nur logisch, daß der Magen nach einer Pause von elf bis zwölf Stunden etwas Kräftiges angeboten bekommt; er dankt dafür mit guter Verdauung und großem Wohlbefinden, das er dem Körper übermitteln.

Es wäre für viele Menschen gut, die Sitte des umfangreichen Frühstücks anzunehmen und diese Mahlzeit, die zur erfreulichsten des Tages werden kann, so auszubauen, wie es jenseits des Kanals geschehen ist, nämlich, daß man sich sogar zum Frühstück einladet, wie anderswo zum Abendessen.

Berufsberatung für die Frau

Umstellung einer Kurpension zum Altersheim

Ich führe in Bad P. seit Jahren eine Kurpension für gutbürgerliches Publikum und möchte mich nun gern auf ein Altersheim umstellen, um auch die langen Wintermonate auszunutzen. Eine Schwester zur Betreuung alter Leute würde ich halten. — Nimmt man Männer und Frauen getrennt auf, oder gibt es Heime nur für Frauen bzw. Männer? An welche Stelle wendet man sich, um Gäste zu bekommen? Welchen Preis erzielt man jetzt pro Person? Ich bemerke, daß es sich um christliche Gäste handelt.

E. S. in Bad P.

Wir verweisen auf die Auskunft in S. 28 u. 29, welche manche der von Ihnen aufgeworfenen Fragen bereits vorwegnimmt. Es gibt Altersheime für Männer, für Frauen und Zusammen beiderlei Geschlechts. Wenn Sie Zimmer haben, die für zwei Personen vergeben werden sollen, dürfte es vorteilhaft sein, die letztere Form zu wählen, um auch Ehepaare aufnehmen zu können. Da Sie sich auf eine bestimmte Konfession zu beschränken wünschen, müssen Sie das in Ihrem Prospekt vermerken; selbstverständlich gibt es auch Heime, die sich in dieser Hinsicht keine Beschränkungen auferlegen. Als Preis werden Sie für ein einbettiges Zimmer einschließlich voller Verpflegung im Höchstfalle 90 Mark, für ein zweibettiges Zimmer je 60 Mark für die Person erzielen können. — Wir empfehlen vor der Umstellung Rühlungnahme mit den lokalen Behörden, auch im Hinblick darauf, ob bereits Altersheime am Ort bestehen. Falls es sich um solche auf ähnlicher Grundlage handelt, wären Erkundigungen hinsichtlich der örtlichen Preise usw. anzuraten.

Kaufmännische Hotelangestellte

Ich möchte mich dem Hotelgewerbe zuwenden. Bitte um Auskunft, ob es einer speziellen Ausbildung bedarf und ob es einen Verband gibt, der diese Stellen vermittelt. — Ich habe Obersekundareise, darauf zwei Jahre die staatl. Höhere Handelsschule besucht, bin seit einem Jahr im Büro tätig. Habe auch praktische Erfahrung im Wirtschaftsbetrieb, da meine Eltern größeres Restaurant haben.

M. S., Hamburg.

Für gehobene Stellungen im Hotel- und Gastwirtsgerber kann man sich durch den einjährigen Lehrgang der Hotelfachschule in Heidelberg eine Spezialvorbildung verschaffen. Bei Obersekundareise würden Sie ohne den (für Volksschüler vorgeschriebenen) Vorbereitungskursus aufgenommen werden. Doch wird der Nachweis einer mindestens zweijährigen prakti-

sehen Tätigkeit im Gaststättengewerbe vorausgesetzt. Wir raten Ihnen, anzufragen, wie weit Ihnen die Tätigkeit im elterlichen Wirtschaftsbetrieb eventuell angerechnet werden könnte; die fehlende Zeit würden Sie dann in einer Volontärstellung nachholen können. — Ob Sie auch ohne diese Ausbildung eine kaufmännische Hotelangestellte finden können, das hängt von der Lage des Arbeitsmarktes ab, der natürlich zur Zeit, wie Ihnen bekannt sein dürfte, viele beschäftigungslose Kräfte aufweist. Wir empfehlen Ihnen eine Rücksprache mit der Degenerantin für das Gastwirtsgerber (weibl.) beim Landesarbeitsamt Nordmark, Hamburg 36, Große Bleichen 33, ferner regelmäßige Verfolgung der Stellenangebote in der Fachpresse (Deutsche Hotelnachrichten, Hamburg).

Dekoration und Verkauf

Meine Tochter, 18 Jahre, Obersekundareise, ein Jahr Pensionat, möchte gern Dekoration und Verkauf erlernen, hat Interesse für Damenkonfektion, Stoffe. Gibt es für diese Ausbildung Spezialschulen? Wie lange dauert die Ausbildung? Wie sind die Aussichten für den Beruf? In Frage kämen gute Geschäfte, in denen auch ihre Sprachkenntnisse, Französisch und Englisch, verwertet werden können.

E. D., Richterfelde.

Um Schaufensterdekoration zu erlernen, muß das junge Mädchen eine Fachschule für Dekorationskunst besuchen. Es gibt diese Ausbildungsmöglichkeit in Berlin, Hamburg und Düsseldorf, auch Abendkurse für berufstätige Herren und Damen. Nach Absolvierung des Kurses wäre eine Volontärinnenstelle in der von Ihnen in Aussicht genommenen Branche zu suchen, die zugleich die Ausbildung zur Verkäuferin ermöglicht. — Man kann auch mit dieser beginnen; ein- bis mehrjährige praktische Lehre (Geschäftspraxis) ist der übliche Weg; es wird nur nicht ganz leicht sein, eine geeignete Lehrstelle zu finden. Informat in der Fachpresse (Zeitschrift „Der Konfektionär“, Berlin SW 19) sowie Bemerkung auf daselbst veröffentlichte Stellenangebote wären zu verfolgen. Es wird sich dann ergeben, ob die Ausbildung in Dekoration mit der Lehrzeit vereinigt werden kann oder sich ihr später anschließen müßte. Sprachkenntnisse sind für den Verkäuferinnenberuf selbstverständlich günstig, ebenso die Zusatzbildung, die geplant ist. Deßen ungeachtet müssen Sie die Aussichten in diesem Berufe nicht überschätzen, da die schlechte Geschäftslage zu vielen Entlassungen geführt hat, also ein übergroßes Angebot an ausgebildeten Kräften vorliegt. Nur die überdurchschnittliche Leistung wird sich unter den gegebenen Verhältnissen durchsetzen können.

Bei der Obsternte



Tante Minchen hat Susi zur Obsternte aufs Land geladen, alle Äpfel und Birnen, die sie pflückt, darf sie ihren Eltern mitbringen, und darum ist Klein-Suschen besonders fleißig. Wenn ihr euch den schönen Obstgarten selbst aufstellen wollt, klebt die Seite auf einen dünnen Karton, bemalt sie möglichst bunt, schneidet die Figuren aus und knickt die punktierten Ecken nach rückwärts um, damit ihr sie aufstellen könnt! Nun macht euch mal an die Arbeit!



Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-
Abteilung des Verlages
Scherl, Berlin SW 68,
Zimmerstr. 35-41, gegen Vor-
einsendung des Betrages von
90 Rpf nebst 15 Rpf Porto
zu beziehen



B 22040

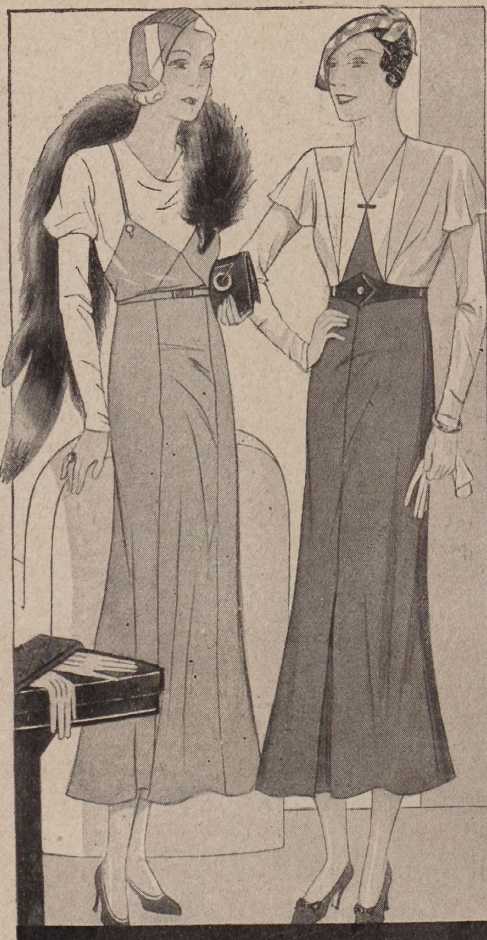
B 22039

B 22039. Eine aparte Form zeigt die Bluse aus Fortaseide oder Marocain. Sie hat vorn Knopfschluß und angeschnittene kurze Ärmel, die über lange enge Ärmel fallen. Der angeschnittene Kragenschal hat vorn kurze Krawattenenden, die lose verschlungen werden. Erforderlich 2,30 m Stoff, 100 cm breit, für 104, 112 cm Oberweite

B 22040. Reizvoll ist die westenartige Form der Bluse. Die Vorderteile legen sich mit kleinen Flügelärmeln über die Achseln, den Halsausschnitt ziert ein neuartiger Kragen aus weißem Pikee, der rückwärts mit zwei Knöpfchen der Bluse aufgeknöpft wird. Erforderlich 1,55 m gestreifter Stoff, 100 cm breit, 55 cm Pikee, 80 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

K 22041. Der Rock besteht aus sechs Bahnen, die sich nach unten erweitern, und fügt sich unter schmalem Gürtel einem Miederleibchen an, das durch sehr schmale Träger gehalten wird. Erforderlich 2 m Wollstoff, 130 cm breit, 2,20 m Blusenstoff, 80 cm breit, für 92, 100 cm Oberweite

K 22042. Wollstoff und Seide in zwei Schattierungen der gleichen Farbe sind zu diesem Kleid zusammengestellt und sehr wirkungsvoll durch den absteckenden Wildledergürtel, für den man die moderne, vorn verbreiterte Form wählt. Den Seitenteilen des Leibchens sind kleine Flügelärmel angeschnitten. Erforderlich sind 1,75 m Wollstoff, 120 cm breit, 1,20 m Seide, 100 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite



K 22041

K 22042



B 22033 R 22034

B 22035 R 22036

Harmonische Farben für Bluse und Rock

B 22037. Woll- oder Seidenstoff in zwei Farben ist wirkungsvoll zur Garnitur der aparten Bluse mittels Hohnahntstäbchen zusammengestellt. Erforderlich 1,50 m heller, 20 cm dunkler Stoff, je 100 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

B 22038. Einen aparten Schnitt zeigt die Bluse aus Forta-Toile, deren Passenteil vorn ein Jabot angeschnitten ist. Die Bie-sengruppe, die die Passe begleitet, setzt sich im Rücken zum Dreieck fort und wiederholt sich an den Ärmeln, die gleichfalls mit Jabotteilen geschmückt sind. Erforderlich 2,15 m Stoff, 80 cm breit, für 92, 100 cm Oberweite



B 22037

B 22038

B 22033/R 22034. Rock und Bluse aus zweierlei Material. — Der Miederrock, dessen vordere Zacken mit Fischbein gestieft werden müssen, vereinigt sich vorn durch eine Kellernaht, die sich unten in einem Falteinteil fortsetzt. Wie B 22037 erkennen läßt, kann man auch den Rock unter einer Bluse tragen. Erforderlich zur Bluse: 1,55 m Wollspitzenstoff, 100 cm breit; zum Rock: 2 m Stoff, 120 cm breit. Schnitt zu B 22033 für 100 cm Oberweite, zu R 22034 für 112 cm Hüftweite

B 22035/R 22036. Reverskragen und Armelaufschläge aus einfarbigem Stoff kennzeichnen die Zusammengehörigkeit der Bluse aus gestreiftem Wollstoff mit dem Rock. — Der Rock aus einfarbigem Wollstoff wird durch eingesezte Faltenbahnen erweitert. Erforderlich 1,30 m gestreifter Stoff, 100 cm breit, 2,20 m Rockstoff, 120 cm breit. B 22035 für 88, 96 cm Oberweite, R 22036 für 100, 110 cm Hüftweite





Orch, ist das aber schön,

sich in diesen Tagen so recht in Luft und Sonne von

NIVEA-CREME oder NIVEA-ÖL



Und die Preise sind günstig:

Nivea-Creme in Dosen RM 0.15 bis 1.00

in Tuben RM 0.40 und 0.60

Nivea-Öl in Flaschen RM 0.50, 1.00 u. 1.60

bräunen zu lassen! Darum hinaus ins Freie und den Körper gesont u. gebadet! Nivea-Creme wirkt an heißen Tagen angenehm kühlend. Nivea-Öl jedoch schützt Sie bei unfreundlicher Witterung gegen zu starke Abkühlung.

Nivea-Creme und Nivea-Öl enthalten — als einzige Hautpflegemittel der ganzen Welt — das hautverwandte Eucerit. Sie sind deswegen gewissermaßen „naturgegeben“ und können nicht ersetzt werden, auch nicht durch „Nachahmungen“, die als „ebensogut“ empfohlen werden sollten.

Sie dürfen aber nie mit nassem Körper sonnenbaden und müssen sich kräftig einreiben, bevor Sie Ihre Haut dem Licht und der Luft aussetzen.

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

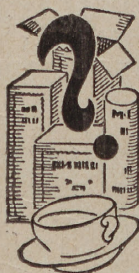
Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Es gibt nichts „Aehnliches“ wie die Bücher von Bô-Yin Râ! Wer sie irgendeiner modernen Literaturgattung beizordnet, hat noch keine Ahnung, um was es bei Bô-Yin Râ geht.

Lassen Sie sich die Flugschriften von Dr. jur. Alfred Kober-Staehelin kommen, die Sie kostenfrei vom Verlag erhalten: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.

Das Geheimnis der Schlankheit!

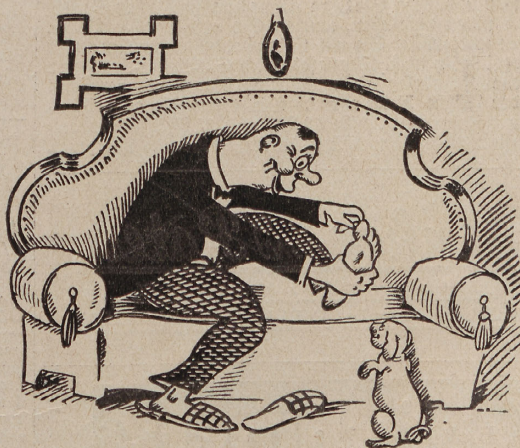


Immer wieder kommen neue Schlankheitsmittel. Und was ist darin? Von außen sieht man es nicht u. allzuviel probieren kann leicht schaden. Dr. Ernst Richter's Frühstückskräutertee ist bekannt: keine Chemikalien, 10 natürl. Kräuter, seit Jahrhunderten bewährt. Das tut dem Magen wohl, räumt das überflüssige Fett weg u. macht schlank u. jugendlich. Kein Rätselraten, sondern Beweise, tausende Gutachten v. Aerzten u. Verbrauchern. Pak. M.1.80, Kurp.M. 9.—, extrastark: M. 2.25 u. 11.25. In all. Apoth. u. Drogerien. Darum immer wieder

Dr. ERNST RICHTER'S

FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gullstraße 7



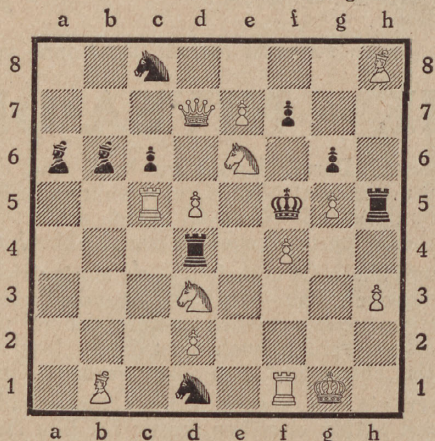
„Ein Auge riskier ich“

sagt Müller, legte ein „Lebewohl“-Pflaster auf's Hühnerauge und schon war's weg!

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Aerzten empfohlene Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballscheiben, Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebensogute“ Mittel zurück.

Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämisch



Nr. 442 Aufgabe Nr. 182

G. F. Anderson
 („Good Comp.“)

Weiß: Kg1, Dd7, Tc5,
Tf1, Lb1, Lh8, Sd3, Sc6,
Bd2, d5, e7, f4, g5,
h3 (14).

Schwarz: Kf5, Td4,
Th5, La6, Lb6, Sc8, Sd1,
Bc6, f7, g6 (10).

Matt in zwei Zügen.

Nr. 443 Aufgabe Nr. 183

J. J. Nictveld („Tijdschrift van den Nederlandschen Schaakbond“)

Weiß: Kh6, Df7, Ta2, Th4, Bc5, d5 (6) Schwarz: Ke5, Lb6, Sf8, Bc3,
e7, f3, h2 (7). Matt in drei Zügen.

Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Lösung der Aufgabe Nr. 181 von E. Brunner

Weiß: Kd2, Dc3, Td3, Lc5, Lg2, Sf1, Sh5, Bc2, d4, f5 (10). Schwarz:
Kd5, Dbs, La8, Sa6, Sd1, Bc6, e4, e7 (8). Matt in zwei Zügen.

1. Td3-f3! Schwarz ist in Zugzwang, und es folgt entweder 2. Sh5-f6+,
Sh5-f4+, Sd1-e3+, Lg2xf3+, Tf3xe3+, Dc3xe5+ oder Dc3-b3+.
Die Verführung 1. Td3-h3? scheitert an Dbs-g3!

Straßenbau

Für die Arbeiten beim Bau einer Landstraße sollten drei
Gemeinden zu gleichen Teilen die erforderlichen Arbeiter stellen
und entlohnen. Eine Gemeinde stellte 50 Arbeiter, eine 30 Ar-
beiter. Die dritte schickte gar keine, sondern zahlte 8000 Mark.
Wie war das Geld unter die ersten beiden Gemeinden zu ver-
teilen? 024295

Der richtige Weg zur Erlangung schöner

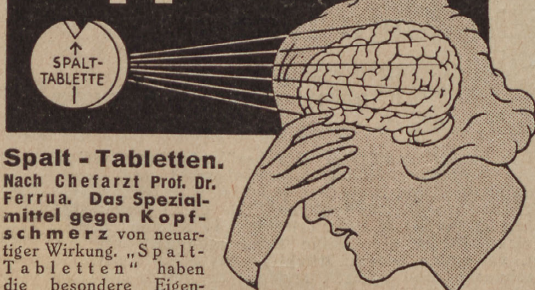
weißer Zähne unter gleichzeitiger Beseitigung des häßlich
gefärbten Zahnelages ist folgender:
Drücken Sie einen Strang Chlorodont-Zahnpaste auf die
trockene Chlorodont-Zahnbürste (Spezialbürste mit gezahntem
Vorlängschnitt), bürsten Sie Ihre Zähne nun nach allen Seiten,
auch von unten nach oben, tauchen Sie erst jetzt die Bürste
in Wasser und spülen Sie mit Chlorodont-Mundwasser unter
Gurgeln gründlich nach. Der Erfolg wird Sie überraschen! Der
mißfarbene Zahnelage ist verschwunden und ein herrliches
Gefühl der Frische bleibt zurück. Verlangen Sie ausdrücklich
Chlorodont-Zahnpaste. Tube 50 Pf. und 80 Pf., Chlorodont-
Zahnbürste 90 Pf., Kinderbürste 54 Pf. — Versuch überzeugt.

Denken und Raten

Einzel jetzt 20 Pf. / Monatlich 75 Pf.

Probehefte kostenlos! VERLAG SCHERL / BERLIN

Kopfschmerz



Spalt - Tabletten.

Nach Chefarzt Prof. Dr.
Ferrua. Das Spezial-
mittel gegen Kopf-
schmerz von neuar-
tiger Wirkung. „Spalt-
Tabletten“ haben
die besondere Eigen-
schaft, den Kopfschmerz bereits im Entstehen zu beseitigen.
„Spalt-Tabletten“ sind in allen Apotheken zu haben!

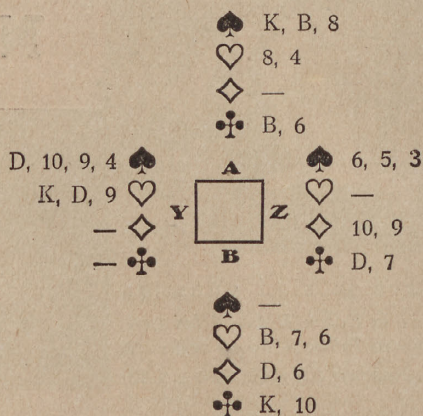


Am Spieltisch

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker.

Bridge-Aufgabe Nr. 67

Von W. S. Whitfeld



Kreuz ist Trumpf. B am Spiel macht sechs der sieben Stiche
gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 66

A: Pif As, 4, 2, Karo As, 10, 8, 5, 2. Z: Pif Dame, Bube, 7, Herz
Bube, Karo Dame, 9, 7, 6. B: Pif König, 10, 3, Herz 10, 9, 7, 6, 3.
Y: Pif 9, 8, 6, 5, Herz 8, 4, Karo König, Bube. Bei Ohne, A am
Spiel, machen A-B fünf von den acht Stichen. 1. A führt Pif 4,

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
Eingelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Z Pif Bube, B Pif König. 2. B zieht Herz, A wirft Pif As! Das ist
wichtig, da sonst B nicht an Stich gelangt. 3. Z Karo klein, B wirft
klein Herz, Y König, A das As. 4. A Pif, Z Pif Dame, B klein.
5. Db nun Z-Karo Dame führt oder nicht, Y-Z nehmen nur noch
einen Stich.

AMOL altbewährt
bei Rheuma, Ischias, Kopf-,
Nervens- u. Erkältungsschmer-
zen, Ermüdung u. Strapazen.
In Apotheken und Drogerien.
1 Mel., 2 Misch., 1 Misch., 6 Bitt., 5 Bitt.-u.
Lab.-Del, 18, 14 Menth., 400 Waff., 600 Spirit.



Ihr
schönes
Fall-

obst geht verloren

wenn Sie es nicht sofort verarbei-
ten. Marmeladebereitung erfor-
dert zuviel Arbeit und Zucker. Mit
der Mostmax Patent-Kelter aber
kann jede Menge bequem ver-
saffet werden ohne Zuckerzu-
satz. Verlangen Sie kostenlos
Süßmostrezepte von
Hans Kaltenbach.
Mostmax Fabrik, Lörrach/Baden



Druckschrift Nr. 3 kostenlos

Zurück
Dr. Muskat
Orthopädie, Röntgen,
Gehstörungen.
Berlin W 62, Kurfürstenstr. 124.

Billige Briefmarken
zur Auswahl sendet
Hugo Siegert, gegründet 1893
Altona/Elbe, Alsenplatz 6.

Es lösen die fesseln von
Depression.
Müdigkeit u.
Überbürdung
die echten
Kola Dallmann
45 Jahre unübertroffen!
PREIS 90 Pfg PREIS 90 Pfg
»Tricht wer dielen
belcheidenen,
leistungsfähigen
Helfer nicht in
feine Dienste
stellt.«
Aus einer Zulchrift
KOLA DALLMANN
Halle/Saale